

Frühlingsstimmen.

Von

Johannes Trojan.



ehet, was da draußen vor sich geht!
Es regt sich, was schon lang geruht.
Die Sonn' besieht sich's jeden Tag
Und lacht es an und sagt: „s wird gut.“

Man spricht davon im Sperlingsnest,
Da zwitschert es mit hellem Ton:
„Ihr Kinder, bald giebt's größres Brod!
's wird besser schon! 's wird besser schon!“

Im Wald ist auch der Haselbusch
Schon wach und blinzelt schon in's Licht,
Und schneit's ihm in die Augen mal,
Er ist's gewohnt, ihn stört es nicht.

Aus dunklen Beeten bricht's hervor,
Hellgrün und roth drängt sich's herauf.

Ein sieht sich nach dem Andern um:
„Kommst auch so früh? Bist auch schon auf?“

Ein Sträuchlein schimmert grünlich schon;
Noch zittert's, wenn der Nordwind weht,
Doch ruft's getrost: „Ihr Andern kommt!
Man hält es aus — es geht! es geht!“

Ein Lerchlein schwebt in klarer Luft
Hoch über'm Ackermann und singt:
„Ich bin die Erst', die Erst' bin ich,
Die dir ein Lied vom Frühling bringt.“

So regt sich Leben überall
Und neue Lust und froher Klang.
Auf stimm't mit den Herzen ein,
Freut euch und sagt dem Himmel Dank!

Schloß Heimburg.

Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Von J. Ludwig.

Mit Original-Zeichnung von W. Friedrich und einem
Initial von L. Richter.

(Fortsetzung.)



III. Wiedersehen.

ie Hoffnung des Magisters
auf den Frieden, die so
viele gerade in jenen
Tagen mit ihm theilten,
ging nicht in Erfül-
lung. Dagegen fiel
der große Gustav
Adolf noch in dem-
selben Jahre, und
sein Tod gab gleich-
sam das Signal
zu einem um so
heißer fortgesetzten
Kampfe, je mehr sich auch
die übrigen europäischen

Mächte in denselben mischten, um unter dem Vor-
wand der Hülfeleistung ihre gegenseitigen Zwistig-
keiten und Partei-Interessen auf dem blutgetränkten

Boden unfres armen Vaterlandes auszufechten. So
schleppte sich der unselige Krieg von einem Jahre in
das andere, noch sechzehn schreckliche Jahre hin, mit
jedem ward das Elend grauenvoller. Die Truppen
zogen hin und her durch menschenleere, ausgebrannte
Gegenden, und oft war es mehr ein Suchen nach guten
Weideplätzen in der Wüste, als das Verlangen auf
den Feind zu stoßen, was den Führern ihren Plan
diktirte. Von den großen Generalen, die sich zu An-
fang gegenüberstanden, lebte in der letzten Hälfte des
Krieges keiner mehr, und wie die Dinge in dem weiten
Zeitraum, so hatten sich die Standpunkte der
Menschen, ihre Ansichten und Meinungen verwirrt,
daß mancher kaum noch der Ursachen gedachte, um
deretwillen dieser lange Krieg entstanden war. Im
kaiserlichen Heere dienten Protestanten, und die Fran-
zosen, die sich mit den Schweden, angeblich zum
Schutze der deutschen Religionsfreiheit, verbunden
hatten, waren Katholiken, wie viele Deutsche, welche

unter ihnen standen. Man wechselte die Fahne wie den Glauben, Ueberläufer galten kaum für ehrlos, und schließlich wurden die feindlichen Gefangenen einfach in die eignen Regimenter eingereiht. Das Elend war bald überall dasselbe, Hunger, Noth und Seuchen herrschten in den Lagern der Soldaten, wie in den Städten und auf dem freien Lande, und es war nicht anders, als habe Gott sein Angesicht vom deutschen Land und Volke abgewendet und dasselbe für den Untergang bestimmt.

Nun aber war die letzte Schlacht geschlagen, der letzte Schuß, der letzte Schlag gefallen, und wie in einem Ringe sich die ersten und die letzten Glieder in einander schließen, so nahm der fürchterliche Kettenring des langen Krieges da seinen Ausgang, von wo er seinen Anfangspunkt genommen hatte: in Prag, der hundertthürmigen, altherwürdigen Hussitenstadt. Bald schmetterten die Fanfaren der Trompeter auf allen Straßen und verkündeten denen, die da hören konnten, das lang ersehnte, aber kaum mehr erhoffte Evangelium des Friedens. In Osnabrück und Münster umarmten sich die Gesandten der verschiedenen kriegführenden Mächte, und in Nürnberg hielten Freund und Feind, die Kaiserlichen und die Schweden, einen großen Schmaus, bei dem es hoch herging und Wein und Bier in Strömen floß, zum Zeichen, daß auch der Brunnen der Fülle und der Freude in deutschen Landen wieder fließen sollte. Die Armen labten sich an Brod und Fleisch, das auf dem Markte unter sie vertheilt ward, und so oft der Donner der Geschütze dem Volk verkündete, daß man drinnen im großen Rathhause die Gesundheit der Majestät von Schweden oder der von Oesterreich getrunken hatte, stimmte Alt und Jung mit Jubel in das Hoch, ob man es nun dem Feinde oder dem Freunde brachte.

Auch viele unter den Soldaten freuten sich des Friedens; sie hatten das rauhe Kriegshandwerk von Herzen satt und sehnten sich nach eignem Heim und Heerd; den meisten aber war der Krieg das Leben, sie fühlten sich gleichsam mit ihm vernichtet; wieder andre wußten nicht, ob sie sich freuen oder sich beklagen sollten. Unter diesen letzten war ein junger Mann, der auf seinem schmuckgehaltenen Kriegerkleide nur erst das kleine Abzeichen des Gefreiten, in seinem Kopfe aber gar stolze Pläne trug. Er hatte sich bereits als Hauptmann, ja als Obrist in seinen Träumen gesehn, und nun stand der Friedensschluß als unübersteigliche Schranke vor den stolzen Zukunftsplänen da. Und wieder auf der andern Seite hatte er trotz seiner Jugend schon zu viel erlebt von den Gräueln und Entsetzlichkeiten dieses wilden Kriegs,

als daß er dem zertretenen Vaterlande eine Fortsetzung desselben hätte wünschen mögen. Er war noch nicht entmenscht in seinem Herzen und auch sein Aeußeres zeigte eine feinere und bessere Art als die Gesellschaft, welche ihn umgab. Seine Kameraden, denen er durch seine Mahnungen oft lästig wurde, die aber heimlichen Respect vor seinem Wissen und noch mehr vor seiner Stärke hatten, nannten ihn deshalb spöttisch bald den „Magister“, bald den „Junke“. Und von beiden war etwas in seinem Wesen, wenn auch der Hauptzug in seinem offenen Gesicht von hellem frohem Muth und einer Thatkraft redete, für die es seiner Meinung nach nichts mehr zu schaffen gab. Sollte er als entlassener Soldat das Land durchziehen und betteln oder — rauben? bei den Schweden, oder gar bei den Franzosen Dienste nehmen, wie so viele deutsche Söldner thaten? Dem widersprach etwas in ihm, was er damals selber nicht begriff und von dem er erst viel später wußte, daß es das deutsche Blut in seinen Adern und das ihm angeborne ritterliche Gefühl für Ehre war.

Der junge Mann, der ungefähr vierundzwanzig Jahre alt war und sich Johannes Heimburg nannte, gehörte einer Besatzung an, die in dem halbzerstörten Schlosse eines vertriebenen Böhmenherrn ihre letzte Winterruhe hielt. Diese Ruhe durfte man jedoch nicht wörtlich nehmen: im ganzen Schlosse war kein stilles Plätzchen und besonders in der Wachstube — der einzigen, in der noch Defen standen — war der Tabackqualm so dick und das Geschrei so wüst, daß der Magister-Junke unbemerkt daraus entschlüpfen konnte. Kopfschüttelnd trat er in den herbftlich-stillen Park hinaus, der mit seinem ungepflegten Buschwerk, dem zertretenen Rasen und den zerbrochnen Steinfiguren am versumpften Weiher dasselbe Bild einer trostlosen Verwüstung bot, wie das Innere des einst so prächtigen Gebäudes. Hatten auch hier einmal fröhliche Kinder gespielt? Wo waren sie mit ihren Vätern, ihren Müttern und Verwandten hingekommen? In welchem fremden Lande irrten sie jetzt hablos, heimathlos umher? „Gleich mir?“ fragte sich der junge Mann, den eine ungewohnte Wehmuth überkam und welcher sich mit einmal an sein eigenes väterliches Haus und an ein kleines Burggärtlein erinnerte, in dem ein alter Schloßwart für seinen kleinen Junke einst süße Beeren zog. Der kleine Junke war sehr groß geworden und das Hänlein war jetzt ein Johannes; „Johannes Heimburg“, so stand sein Name in dem Regimentsregister, so hatte er ihn selber angegeben. Der Adel paßte ihm jetzt schlecht zu seinem Stande. Hatte er doch

von der Pike auf gedient und war er doch vor Kurzem noch gemeiner Soldknecht!

Sechzehn Jahre waren seit der Zeit verflossen, da er als Junker Hänselein die väterliche Burg verließ, um nicht wieder dahin zurückzukehren, nichts wieder von derselben zu erfahren. — Und seltsam waren seine Schicksale gewesen, seit ihn der erste tiefe Schmerz des Lebens durch die Flucht seines Freundes Vogel traf. So heiß die Sehnsucht seines Kinderherzens nach dem ungetreuen Liebling damals war, er lernte ihn doch nach und nach vergessen, theils in dem stillen Studirstüblein des Magisters, wo er lesen, schreiben und sogar Latein erlernte, theils in dem kleinen Gärtlein hinter'm Hause, in welchem seine bleiche Mutter saß und ihm vom lieben Jesuknaben oder vom Doctor Luther und seinem Sohne Hänselein erzählte. Da hörten beide nichts vom Krieg, der außen um die festen Mauern tobte; hier war der tiefste Friede, wenigstens für ihn; er wußte kaum, daß die Stadt belagert wurde, daß Noth und Mangel unter den mit ihnen Eingeschlossenen herrschten. Er selbst, der kleine Junker, litt ja keinen Hunger, er sah nur ganz verwundert, wie die Mutter ein schönes Schmuckstück nach dem andern an eine alte Handelsfrau verkaufte, für Brod und Fleisch und andre Nahrungsmittel, die man sonst mit etwas Kupfergeld bezahlte.

Dann aber kamen andre, dunkle Scenen, die seine junge Seele mit Entsetzen füllten. Die Stadt ward eingenommen und geplündert, und als die Feinde endlich abgezogen waren, da war der schlimmste Feind zurückgeblieben: die Hungersnoth, und aus den faulenden Ueberresten des abgebrochenen Lagers zog die fürchterliche Krankheit, der schwarze Tod genannt, verheerend über Stadt und Land. Das Todtenglocklein läutete schier den ganzen Tag, und als der Sommer des Jahres 1633 am Verblühen war, da standen wohl die großen Sonnenblumen in dem kleinen Gärtchen des Magisters und späte Schmetterlinge spielten um sie her, aber die bleiche Frau saß nicht mehr in der Laube, vor der die Spinnen ihre Netze spannen. Man hatte sie hinausgetragen, wie so viele. Niemand konnte ihrem Kind die Stätte zeigen, wo das Haupt der theuren Mutter ruhte. Er selbst, der kleine Junker, lag am Fieber und wußte nichts von allem, was geschah. Als er von seinem Krankenlager wieder aufstand und an der Hand der Magd Gitta, die seine treue Pflegerin gewesen, das stille Haus verließ, da war auch der Magister nicht mehr da, um ihnen das Geleit und seinen Segen auf die Wanderschaft zu geben. Der gute Mann war gleichfalls heimge-

gangen, dahin, wohin sich alle die betrübten Herzen jener Zeit als nach ihrer einzigen Erlösung sehnten. Er schlummerte mit Frau von Heimburg und der andern der beiden Bürtelmägde auf demselben Friedhof, der bald so überfüllt mit Todten war, wie es die Stadt zuvor mit Lebenden gewesen. „Es war ein großes Sterben“ — so berichten die Chroniken aus jener Zeit in ihrer schlichten und eben darum so ergreifenden Weise.

Der kleine Junker stand nun ganz verwaist im Leben. Gitta gedachte ihn nach seiner Heimath, die zugleich die ihre war, zurückzubringen. Aber ach! was mußten sie erfahren! Wohin sie kamen, trafen sie Zerstörung; ganz Thüringen war eine große Wüste. Da sei noch kaum ein Ort, ein Edelitz, der nicht zerstört, verheert, vernichtet wäre; so erzählten ihnen Landsleute, die aus eben jenen Gegenden flüchteten, nach welchen sie sich auf dem Weg befanden. Der jammervolle Anblick dieser Leute bewies die Wahrheit des Gesagten nur zu deutlich. Sie kehrten mit denselben wieder um, und einmal in den Strom der Flüchtenden gerathen, wurden sie in eine weit entfernte Stadt verschlagen. Dort war es noch verhältnißmäßig ruhig; die treue Magd fand einen braven Mann, einen gebornen Thüringer, der trotz der schweren Zeit viel Geld verdiente, denn er war ein Waffenschmied aus Ruhla und trieb sein Handwerk mit geschickter Hand, so daß sein Wohlstand sich von Jahr zu Jahr mehrte. Den Junker hielten beide wie ihr Kind. Er war ihr Stolz und ihre Freude, und wuchs herauf in Kraft und Schönheit. Daneben lernte er auch wacker in der Schule. Da Gitta die Wünsche ihrer todten Herrin kannte und für eigne Kinder nicht zu sorgen hatte, so ließ sie, als die Zeit herankam, ihren Pflegeohn die Hochschule beziehen.

Die Stadt war zugleich eine Universitätsstadt, und Hans von Heimburg, obgleich er lieber nach der Trommel hörte, trieb mit Ernst und Eifer seine Wissenschaft, als das Kriegsgewitter auch hier hereinbrach und seiner kaum begonnenen Gelehrtenlaufbahn ein rasches Ende machte. Der Hörjaal ward geschlossen, Studenten, Professoren, Bürger, alles griff zu den Büchsen und eilte auf die Wälle. Sein wackerer Pflegevater, der Waffenschmied, fiel bei der Bertheidigung der Stadt, seine Pflegemutter wurde von den Trümmern ihres eigenen Hauses erschlagen, das ein feindlicher Kartätschenschuß zerschmetterte. Ihr Hab und Gut verbrannte mit dem Hause, und der zum zweiten Mal verwaiste Jüngling besaß nichts mehr als das Studentenröckchen, das er eben trug. Doch war jetzt keine Zeit, weder zum Klagen

noch zum Trauern; die Gefahr stieg von Stunde zu Stunde, und wo der Feind die Stadt am heftigsten bedrängte, da stand der junge Heimburg sicher auf den Mauern, durch seinen Muth die übrigen besfeuernd. Ihn selbst traf keine Kugel und wacker hielt er mit den wenigen Ueberlebenden aus, bis die befreundete Armee zum Entsatz herankam und der Feind in halber Flucht davonzog.

Was nun beginnen? So hätte an seiner Stelle manch ein anderer vielleicht gefragt. Hans von Heimburg fragte sich nicht lange. Zum Fortstudiren fehlten ihm die Mittel; so folgte er, von keinem mehr gehalten, seinem innern Drange und ward Soldat. Er wollte ja ein großer Feldherr werden, wie Gustav Adolf und Bernhard von Weimar, die seine beiden Lieblingshelden waren. Freilich mußte er trotz seiner edlen Herkunft, deren Aechtheit er durch kein Dokument beweisen konnte, von unten auf, als ein Gemeiner dienen; doch hoffte er sich bald empor zu bringen, und so zog er, die übermanneslange Pike in der Hand, den breittrempigen Federhut auf dem Kopfe und geschmückt mit dem eisernen Halskragen unter Trommel- und Pfeifenklang aus derselben Stadt, in welche er vor Jahren an der Hand der letzten Freundin seiner Kinderjahre als ein armer zager Waisenknabe eingewandert war.

Er war Soldat, und wieder gingen Jahre hin, Jahre voll Ueberflusses und Entbehrung, voll heißer Arbeit und voll Müßiggangs; der Jüngling war in dem jähen Wechsel einer wilden Zeit zum Mann geworden, aber das Glück, das er gehofft, war nicht gekommen. Trotz seiner Kenntnisse und seines oft bewiesnen kühnen Muthes hatte er es noch nicht einmal zum Führer einer kleinen Abtheilung, geschweige zu dem gebracht, wovon sein Ehrgeiz träumte. Gedankenvoll ging er im Parke auf und ab — was hatte er vom Leben noch zu hoffen? Der Krieg war nun beendet, und wenn der Frühling kam, ward ihm sein Lohn gezahlt, oder auch nicht gezahlt, und er entlassen wie die anderen, die sich da drinnen in dem wüsten Hause bei Trunk und Spiel betäubten, oder böse Reden gegen Gott und Welt oder ihre eignen Obern führten. Mit dem Kriege, mit der Macht der Soldateska hörte auch die Bucht und Ordnung auf; der äußeren

Auflösung der Banden ging die innere voraus; Privathandel, die während des Krieges nicht zum Austrag kommen konnten, wurden ohne Scheu jetzt ausgefochten, Zweikämpfe zwischen den erhitzten Gegnern kamen täglich vor, und so wandte auch jetzt Hans von Heimburg kaum den Kopf, als Waffenklirren und der Lärm von einem Handgemenge aus dem Innern des Gebäudes an sein Ohr drang. Es ekelte ihm mehr als je vor diesem Treiben, seit er sich eben wieder seiner schuldlosen Jugend und der Freunde dieser Jugend erinnert hatte. Die Bilder seiner Mutter, des Magisters, des alten Georg und Veit Bogels standen so lebhaft da vor seinem innern Auge, daß ihm die Wirklichkeit davor entschwand. Er lehnte an dem Stamme eines Baumes, das welke Herbstlaub rauschte um ihn her und er pfiß melancholisch vor sich hin; mit einmal kam ihm vor, als ob der Kopf der Steinfigur



ihm gegenüber Aehnlichkeit mit jenem seines ungetreuen Vogel habe. Es war ein schöner Jünglingskopf, wenn auch verwittert, und Hans fragte sich, von dem Anblick wunderbar ergriffen, ob er wohl jemals die einst so sehr geliebten Züge wie-

derschén würde. Er hatte sich an jedem Ort, wohin er kam, bei jedem, Freund oder Feind, den er getroffen, nach dem Entschwundenen erkundigt, aber in all den Jahren nichts erfahren können; er rechnete ihn lange zu den Todten, und doch stieg immer wieder mit der alten Sehnsucht die neue Hoffnung eines Wiedersehens in ihm auf.

So auch jetzt; er kreuzte seine Arme auf der Brust und sann der Möglichkeit eines solchen Wiedersehens nach, als es ihn gar rauh aus seinen Träumen weckte. Der Lärm im Hause wurde immer wilder und jetzt hörte er zu seinem Schrecken, daß er nicht aus der Wachtstube, wie er erst geglaubt, sondern aus der Halle kam, in der die Kranken lagen. Nach dieser hatte man erst vor wenig Tagen einen zum Tod erschöpften Kaiserlichen von der Landstraße hereingebracht. Sollte sich gegen ihn, als gegen einen ehemaligen Feind, der Groll und die Erbitterung der Andern kehren? Sein ritterliches Blut empörte sich dagegen; im Nu war alle Weichheit, alle Wehmuth aus seinem offenen männlichen Gesicht entschwunden; das lange Schwert flugs aus der Scheide ziehend und mit demselben

in die Halle stürzend, kam er noch eben recht, um einen kleinen wüthenden Franzosen von seinem wehrlosen Opfer loszureißen. Es war dies in der That kein anderer als jener Kaiserliche im zerlumpten Reitermantel, mit dessen Fesseln er eine alte, so eben wieder aufgebrochne Wunde seiner Brust bedeckte. Das Blut quoll unter dem Manteltuche hervor, und leuchtend und röchelnd fiel der furchtbar aufgeregte Mann auf sein kaum verlassnes Lager zurück. Aber die Hand noch aus dem Bette gegen seinen Widersacher ballend, rief er zornig: „Wer ist an all dem Elend schuld, als ihr Schelmfranzosen ihr, ihr hungrigen? Schon längst hat euch das Lackermaul nach unserm Elend, unsern fetten Reichslanden gestanden; nur darum mußten wir, die Deutschen wider Deutsche, auf einander schlagen, bis keiner mehr dawider reden konnt'. Verrathen habt ihr uns, verrathen und verkauft — Fluch eurem König, eurem Cardinal!“

„Fluch dir selber!“ schäumte der Franzose, der nur mit einem Arme — der andre lag auf dem Schlachtfelde von Zusmarshausen — aber mit diesem einen Arme ein gezücktes Messer schwingend auf den Gegner eindrang, während die Andern Parteien um die

beiden bildeten, und es wäre gewiß zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen, wenn sich Hans nicht rasch mit seinem Schwerte zwischen die zwei Elenden geworfen hätte. Da wichen auch die andern Männer schein zurück. „Der Heimburger! es ist der starke Heimburger“ — ging es voll Respect von Mund zu Mund, indeß sich jeder rasch in seinen Winkel oder auf sein Strohlager zurückzog. Alle aber sahen mit Erstaunen, daß sich der Kaiserliche bei Nennung dieses Namens hoch aufrichtete, den jungen Mann mit starrem Blick betrachtete und plötzlich beide Arme nach ihm streckte. „Mein Herr und Heiland!“ rief er tief erschüttert — „O Junker Hanslein! Junker Hans von Heimburg!“ Dann versagte ihm mit einem Mal die Stimme; statt der Weiterrede quoll ein Strom Blut aus seinem Munde, und als Hans in unbeschreiblicher Bewegung auf ihn zutrat, sahen ihn die Augen des Todkranken so qualvoll stehend und doch wieder auch so freudig an,

daß es ihm ganz heiß im Herzen wurde. — Nachdem das Blut mit Hülfe eines herzugeeilten Heildieners gestillt und der Kranke wieder nothdürftig zu Athem gekommen war, begann er abermals, wenn auch mit großer Anstrengung, zu sprechen. „Nun will ich gerne sterben, da ich euch gefunden — seit Jahren habe ich nach euch gesucht in Stadt und Land — und unter allen Fahnen — dieweil ich schier unter allen diente. — Vorerst — das wißt ihr ja — beim großen Weimar; von dem sind wir dann an Frankreich gekommen“ — hier schoß ein neuer Zornblick in die Ecke, wo der stillgewordene Franzose kauerte und mit erregter Miene auf die Scene starrte. — „Sie haben uns gekauft nach seinem Tode“ — fuhr er bitter fort — „dann wieder zu den Schweden — zu den Hessen — zum letzten noch in's kaiserliche Lager — ja! seht mich nur mit euren Augen an! — es sind noch die alten blauen Kinderaugen — hier — hier“ — er

schlug sich heftig vor die Brust — „so sieht ein Ueberläufer aus — ein Schelm — ein Bube — und hat Georg der Griesgram recht geredet, wenn er damals übel prophezeite.“ —

„Was wißt ihr vom alten Georg?“ unterbrach ihn Hans, dem es bei dieser bruchstückweisen

Rede immer seltsamer zu Sinne wurde.

„Ei! Junker Hans! so kennt ihr mich nicht mehr, als der euch oftmals auf dem Arm getragen — und an der Hand geführt —, und wißt ihr nicht mehr, wie wir zusammen auf der alten Burg gewesen, allwo ich euch mein heimlich Nest gezeigt?“

Da erkannte Hans den langgesuchten Vogel an den Augen, die noch einmal in ihrem alten Glanze aufleuchteten bei der Erinnerung an jenen Abend; es war außerdem kein Zug in dem verwitterten, zerrissenen Gesicht des kaiserlichen Reiters, an welchem er den lustigen Genossen seiner Kindheit, den vielgeliebten Ungetreuen hätte erkennen können. Wortlos, im Innersten erschüttert, sagte Hans nach den beiden Händen seines alten Freundes, weil Vogel aber versuchte es noch jezt zu scherzen. „Sonst kennt man wohl den Vogel an den Federn — er muß sich aber arg gemausert haben“ — lächelte er mit einem Anflug seines alten muntern Lachens, das für einen



Augenblick, doch auch nur für einen, die Zeit vergessen ließ, die den immer frohgelaunten jungen Burschen in diese mit-leiderweckende Gestalt verwandeln konnte — dann schüttelte er selbst sehr ernst den Kopf und biß die Zähne in stummem, wildem Schmerze auf einander. Erst nach einer Weile, in der er keinen Blick von seinem Junker wandte, der stumm ergriffen neben dem Todkranken stand, hub er von neuem an mit ihm zu reden.

„Ach, Junker Hans! wie gleicht ihr eurem Vater! just so, so schön und stattlich ist er ausgezogen in den Krieg — hat ihm kein Glück gebracht — bringt keinem Glück — auch euch nicht, Junker Hans! — O der Vogel hat noch gute Augen, wenn er auch bald sein Liedlein ausgepiffen haben wird. Zieht nun nach Hause, Junker Hans! zieht heim! seht nach dem Curigen! und wenn sie euch nur noch die fahlen Mauern eurer Burg gelassen haben, so baut sie wieder auf! o lieber Herr! baut auf! Wir haben viel zerstört in deutschen Landen — Gott sei's geklagt! ja Herr! auch diese Hände haben mitgeholfen — nein! drückt sie nicht! es klebt viel Blut daran — unschuldiges und schuldiges — ich — o mein Gott!“ er stöhnte schmerzhaft auf — „ich hätte vieles, vieles zu bekennen.“ —

Man sagte ihm, den man als Kaiserlichen für katholisch hielt, und da man meinte, daß er beichten wollte, hier bei den Schweden wären keine „Priester“; da lachte er noch einmal bitter auf: „Glaubt ihr, daß ich auch meinen guten Lutherglauben gewechselt, wie die Fahne? Glaubt ihr es, Junker Hans? Nein, ihr glaubt es nicht. Habt Dank und gebt mir eure Hände! Wie das wohl thut: treue Hand im Tode! So mag mir Gott vergeben, wie ihr mir meine Untreue vergeben habt. — Zieht heim! und droben in der alten Burg — vergeßt nicht nach dem Vogelneft zu sehn.“ —

Ein wiederholter Blutsturz machte ihn verstummen — ein Nöcheln, und mit dem lustigen Beif Bogel war's vorbei — für dieses Leben. Sein lieber Junker drückte ihm die Augen zu und die hohe Freude des Wiederfindens, die ihm zum Schlusse seines Lebens noch geworden war, lag in verklärtem Abglanz auf den erstarrten Zügen des unstätigen Mannes. Hans von Heimburg hielt die Nacht hindurch einsam die Todtenwache, und je mehr sich die bleichen Züge des Todten glätteten und rundeten, je mehr erkannte er das gute, einst so fröhliche Gesicht des alten Bogels. Am andern Morgen gruben sie ihn ein; der lutherische Geistliche gab ihm den Segen und aus schwedischen Büchsen trachte eine volle Ehrensalve über das Grab des kaiserlichen

Reiters. Auch der Franzose stand dabei und wischte mit dem Rockärmel über seine Augen. Hans von Heimburg hatte keine Thränen, aber einen um so tieferen Schmerz in seinem Herzen; mit dem armen Kriegsknecht, den sie hier begruben, begrub er seine stolzen kriegerischen Hoffnungen und Träume. Er merkte wohl, es gab jetzt andre Mannesarbeit als Zerstören, die letzten Worte des Sterbenden hatten ihm die Augen aufgethan und zugleich eine große Sehnsucht nach der Heimath in ihm angefaßt. Aber hatte er noch eine Heimath? und wie würde er dieselbe finden? So fragte Hans von Heimburg nicht allein, so fragten hunderte und aber hunderte mit ihm in jener Zeit, da selbst der fromme Fleming keinen Trost für sein verheertes Vaterland, sondern nur die rührende Klage hatte:

„Deine Felder liegen bloß,
Deine Flüsse werden groß,
Groß von Thränen, die man geußt
Und als Ströme fließen heißt.

Deine Dörfer sind verbrannt,
Deine Mauern eingerannt,
Deine Bürger sind verzagt,
Deine Bauern ausgejagt.

Deutschland, sonst an Gütern reich,
Bist jetzt einer Wittwen gleich.
Wir, die Waisen, sind erschreckt
Und mit Kummer ganz bedeckt.“

IV. Heimkehr.

Wohl hatte Hans in jener Nacht, da er an der Leiche seines Freundes wachte, den Entschluß gefaßt seinem Rath zu folgen und die alte Heimath wieder aufzusuchen, doch war dieser Entschluß leichter gefaßt als ausgeführt. Den ganzen Winter hindurch mußte der Ungeduldige noch alle Uebelstände des trägen Lagerlebens bis zum Grund auskosten, bis man ihm seinen rückständigen Sold auszahlte und ihn von seinem Fahneid entband. Auch würde man ihn gern gehalten haben, da er der Feder wie des Schwertes kundig war und man solcher Leute in den Feldkantzleien mehr wie je benötigte. Dem Junker aber stand sein Sinn weniger denn je nach einem Schreiberposten, und als der Frühling endlich in das Land zog, mit Lerchenschlag und Weichenduft statt mit erneuertem Kanonendonner, Blut- und Brandgeruch, da nahm er Abschied von den Kameraden, die sich nach hier und nach dort und in allen Richtungen zerstreuten, und wanderte fürbaß vom Böhmerwalde durch das verheerte Sachsen seiner fernen thüringer Heimath zu.

Im Anfang frohen Muthes, wie die Vögel, die über ihm dieselbe Straße zogen, piff und sang

er mit den Finken und den Drosseln um die Wette, allmählich aber zog er still und stiller seines Weges dahin und sein Herz ward schwerer, je leichter es auf seinem Herzen wurde. Da lag das Lederbeutlein unter seinem Koller und die Baarschaft war schon stark geschmolzen, noch ehe er an die schlimmsten Stellen seines Weges kam. Gar manchmal mußte er ein Stückchen harten Brodes mit einem blanken Silberstück bezahlen und häufig ging er tagelang durch weite Strecken, auf denen für alles Geld der Welt nichts Genießbares zu haben war. Auf Meilen hin ließ sich weder Mensch noch Thier erblicken, die Aecker lagen unbestellt, die Wälder theils durch Art und Brand zerstört, theils zu undurchbringlichen Wildnissen geworden, die Teiche waren Sümpfe und Moräste, und die Stellen, wo sonst blühende Ortschaften gestanden hatten, oft nur durch schwarze Brandflecke bezeichnet, die der Gegend den Anschein einer ausgebrannten Schlackenwelt verliehen. Bisweilen, wenn die Sonne so recht heiß auf seinen Scheitel brannte und Durst und Hunger in seinen Eingeweiden wühlten, kam ihm der Gedanke, die alte Erde mit allem, was sie einst getragen, sei gestorben und er der einzig lebende darauf. Traf er dann auf ein Haus, auf eine Hütte, aus welcher Rauch emporstieg, hörte er nur das Bellen eines Hundes, das Krähen eines Hahns, so fühlte er sich wie aus einem schweren, beängstigenden Traum erlöst und er konnte kaum die Zeit erwarten, wo er wieder in ein Menschenantlitz sehen, den Laut einer Menschenstimme vernehmen sollte*).

Aber ach! statt des freundlichen Empfanges, den er hoffte, wurde ihm oft ein sehr rauher Gruß zu Theil. Entweder traf er Bauern, die wenig besser als Banditen, ihn ungastlich wieder vor die Thür jagten, wenn er sich bittend ihrem Heerde nahte, oder Gesindel, vor dem ihm gleich sehr ekelte, wie vor dem, was in ihren Töpfen brodelte und kochte; fand er irgendwo noch ehrliche Leute, so mußte er erleben, daß man sich vor ihm als vor einem ausgedienten Soldknecht fürchtete. Die Frauen schrien entsetzt bei seinem Anblick auf, die Kinder verkrochen sich unter Tisch und Bänke, und die Männer fragten ihn mit einem scheuem Ausdruck in den bleichen und verkümmerten Gesichtern, was er von ihrer bittern Armuth wolle. Da merkte er es wohl zu seinem Schaden, wie verhaßt das Kriegs-

*) Möget ihr, meine jungen Leser, all das Elend in seiner ganzen Furchtbarkeit kennen lernen, das jener Krieg über unser theures zerrissnes Vaterland brachte, damit ihr im stolzen Glücksgefühl euch erfreut an dem starken einigen Reiche, dessen Aufgang ihr mit erlebetet.

voll bei dem Landmann war und wie unflug er gehandelt hatte, allein unter einer Bevölkerung zu reifen, die durch die Kriegsnoth zur Verzweiflung gebracht, kein Mitleid mit dem fahrenden Soldaten kannte. Konnte es nicht derselbe sein, der ihnen die letzte Ziege aus dem Stall gezogen oder ihnen das Häuschen über dem Kopfe in Brand gesteckt hatte? Wer trug die Schuld, daß sie Gras und Blätter essen mußten wie die Thiere, Gewürm und ekelhaftes Gethier kochen statt des Fleisches, und mit dem Fett der Schnecken ihre Speisen schmelzen, statt mit Del und Butter?

Dem daß sich Menschen von solchen und noch schlimmeren Dingen nährten, sah der junge Wanderer nur zu häufig, und es jammerte ihn der elenden Bevölkerung wie der auf Jahre hinaus verderbten Gärten, Felder und Wiesen des einst so blühenden sächsischen Landes. Voll Schen und Scham floh er dann wieder aus den bewohnten Gegenden in unwirthbare Wälder, um sich wie ein Einsiedler von Wurzeln und wildem Honig zu ernähren. Oder seine guten Waffen, die er sich nicht entschließen konnte zu veräußern, verhalfen ihm hie und da zu einem Wildbraten, den er freilich meist halb roh, ohne Salz und Schmalz genießen mußte. Das Wild hatte sich in demselben Maße vermehrt, als die Menschenzahl in einer Gegend abgenommen hatte. Es wimmelte im Wald von Hirschen, Rehen, wilden Säuen, die von keinem mehr verjagt, sich auf den angrenzenden Aeckern und Feldern gütlich thaten, während früher niemals hier gefehne Raubthiere, von den vielen Schlachtfeldern angezogen, bis in das Herz von Deutschland sich verbreiteten. Mehr wie einmal wurde Hans an seinem einsamen Wachtfeuer im Walde durch das Geheul der Wölfe aufgeschreckt oder mußte sich mit seinem blanken Schwerte gegen eine wüthende Wildkatze vertheidigen, deren junger Brut er unversehens zu nahe gekommen war.

Aber fürchterlicher als die wilden Thiere wurden ihm die Menschen, die im Walde hausten, förmliche Räuberbanden, aus ehemaligen Landbewohnern bestehend, die, um all das Ihrige gekommen, schließlich selber unter die Diebe und Mörder gegangen waren und die nun schlimmer gegen ihre armen Opfer handelten, als man an ihnen je gehandelt hatte. Ohne seine Körperkraft und seine Waffen hätte Hans von Heimburg weder die Reste seiner kleinen Baarschaft noch sein junges Leben aus jenem finstern Wälderschooß errettet, an den er später niemals ohne Grauen dachte. Doch auch draußen, in dem Licht der Sonne sollte er noch Schreckliches erleben.

(Schluß folgt).



Ballade von Felix Dahn.

Original-Zeichnung von Woldemar Friedrich.

In Herjadal tobt arger Krieg:
Unheil schafft jedes Kämpfers Sieg;

Kein Krieg, des sich die Götter freun,
Des Lofe die Walküren streun;

Kein Krieg für Heimath oder Herd,
Kein Krieg um Recht und Helden-Werth:

Hier wird, durch Reidinge geschürt,
Von Sohn und Vater Krieg geführt.

Der Vater bangt um seinen Thron,
Und um sein Erbtheil bangt der Sohn:

„Jung Olaf zielt mir nach dem Leben!“ —
„Alt Olaf will das Reich vergeben!“ —

„Jung Olaf schießt nach meiner Kron!“ —
„Alt Olaf schenkt hinweg den Thron.“ —

So raunte jeder, listgehegt;
Das Wort ward Schrei, ward Kampf zuletzt. —

Lang schwanket schon des Krieges Wage:
Entscheidung hängt am nächsten Tage,

Da beider Fürsten ganze Macht
Geschart steht zu der letzten Schlacht. —

Da in das Zelt des Vaters tritt
Der Skalde Swan mit leisem Schritt;

Der König schläft — roth brennt der Kien —
Lang prüft der Blick des Sängers ihn.

„Ach Dlaf,“ ruft er aus dem Schlaf,
„Weh, daß so tief mein Speer dich traf!

Mein Sohn, mein Kind!“ — Auf fährt der Greis:
„Du Swan? mein Liebling!“ seufzt er leis —

„Was warst so manches Jahr du weit!
Du kamst zurück zu schlimmer Zeit!“

Da sprach der Skalde: „Herr, du hast
Mich sohnesgleich gehalten fast;

Um Mitternacht an Odhin's Eiche —
Du kennst sie gut, die rundthurmgleiche —

Tritt schweigend an die rechte Seite
Und horch' auf mich — und sieg' im Streite.“

Der König nickt; und aus dem Zelt
Und aus dem Lager rasch in's Feld

Gilt Swan, durchmisst den nächst'gen Wald
Und steht im Zelt des Sohnes bald.

„Oh Swan,“ ruft der ihm grüßend zu,
„Oh weßhalb jemals schiedest du?

Bliebst du im Land — nie kam's so weit!
Kam nie zu gottverhaftem Streit!“

„Herr, traue mir und meiner Kunst:
Um Mitternacht — thu mir die Gunst —

Du kennst die Odhin's-Eiche — tritt
Zur Linken ihr mit leisem Schritt,

Und horch' auf mich und meine Rede,
Und glorreich wend' ich dir die Fehde.“ —

Der Nordstern weist die Mitternacht;
In Odhin's Eiche kreischt es sacht:

Ein Adler horstet in der Krone:
Droht er dem Vater? droht dem Sohne?

Der Wipfel rauscht, als ob er grolle,
Was morgen hier er schauen solle.

Dampf zürnend peitscht der Sturm den Fjord,
Es heult die See: sie flucht dem Mord!

Es wogt am Ufer bang das Schilf,
Es ächzt zum Himmel: „Hemme! Hilf!“

Vom Himmel aber furchtbar, hehr
Die Sterne winken warnungsschwer. —

Da aus dem Busch tritt Swan hervor
Und klagt zur Eiche laut empor:

„Ihr Götter, so habt ihr's geendet?“
Und zu dem Stamm nach rechts gewendet

Leis ruft er: „König, freue dich:
Dein Sohn erstach in Reue sich,

Du hast gesiegt!“ — Dann zu der Linken:
„Jung Dlaf, Sieg magst nun du trinken:

Dein Vater, diesen Kampf zu meiden,
Warf sich vom Fels!“ — Da scholl von beiden,

Da scholl vom Vater und vom Sohn
Laut durch die Nacht ein Wehe-Ton:

„Oh lebte noch mein theurer Sohn,
Wie gerne räumt' ich ihm den Thron!“

„Weh um den König, meinen Herrn!
Wie stürb' ich für den Vater gern.“

Da nahm der Skalde beider Hände:
Sie faßten sich — und sonder Ende

Liebtesten beide sich mit Brunst.

Swan sprach: „Seht, das war Skaldenkunst.“

Sprüche von Friedrich Güll.

Auf offenem Meere traust du gern
Als Führer dem oder jenem Stern.
So kannst du dich Dessen noch mehr versehen,
Der diese läßt auf- und niedergeh'n.

Strebst du empor, sei wie der Baum,
Der tief in's Erdreich die Wurzeln schlägt,
Und der dann hoch im Himmelsraum
Im Wipfel goldne Früchte trägt.

Der König von Utgard.

Ein Märchen aus germanischer Mythenzeit.

Erzählt von **Werner Sahn.**

Original-Zeichnung von **Julius Nauc.**

(Schluß.)



Wettspiele am Hofe zu Utgard.

Da hob sich die Burg auf breiter Ebene. Dachtragende Balken, langrückige Giebel, — Alles in ungeheuren Massen, weit größer als in Asgard; Nebengebäude, Ställe und Hürden, — Alles, von Glanz und Reichthum zeugend. Nur Eins war anders, als die Götter von einem mächtigen Hauswesen erwartet hatten: kein lebendes Wesen war zu sehen.

Befremdlich auch wurde ihnen die Ungastlichkeit des Empfangs. Denn die große Pforte des Eingangs fanden sie verschlossen, und zum Dienste der Gäste war Niemand da.

Die Pforte war ebenso, wie die ganze Umzäunung des großen Hofes, aus dicken, eisernen, fest vernieteten Stäben gebildet, ein Gitterzaun und Gitterthor. Die Eisenstäbe standen nicht gerade nahe aneinander, sie waren so entfernt, das Thialfi und Loki, die schlankeren Körperbaus waren, eben hindurchschreiten konnten. Thorr hätte sich ein wenig schmiegen und brücken müssen, um ohne die Oeffnung des Thores Eintritt zu gewinnen.

Aber die Götter dachten nicht daran, auf diese Weise Einzug zu halten. Sie klopfen an die eisernen Querbalken mit ihren Wanderstäben und meinten, daß einer der Diener zu ihnen eilen werde. Sie warteten lange. Aber auch als sie das zweite Mal geklopft hatten, war es vergeblich. Da erhob Thorr mit mächtigem Rufen seine Stimme. Wie Donners Klang, der, über die Länder der Menschen hingehend, von Allen gehört und mit Staunen verfolgt wird, tönte sie. Hier aber war es, als ob sie Niemand vernähme.

Da — was blieb den Göttern anders übrig? — da entschlossen sie sich, wie Diebe zur Nachtzeit einzudringen. Sie schmiegen sich zwischen den Stäben hindurch. Und auf den Hof gelangt gingen sie den geraden Weg zur Edelhalle.

Ein paar Stufen ging es aufwärts. Leicht öffnete sich die Thüre. Da waren im mittleren Theile eines raumreichen Saales zwei Bänke und zwischen ihnen, der Thüre des Eingangs gegen-

über, ein Hochsitz. Bänke und Hochsitz waren von großen Männern starken Aussehens eingenommen. Wie es schien, waren sie in Unterhaltung begriffen gewesen.

Als Thorr und seine Begleiter eintraten, wandten sich Alle zu ihnen hin. Und nach einigen Augenblicken stillen Anschauens ergriff der vom Hochsitz, der König des Landes, das Wort, aber nicht zur Anrede. Indem er die Oberlippe halb über die Zähne hob und das Gesicht über der Nase und um die Augen in krause Falten zog, sprach er halb laut, wie für sich: „Es ist doch nur selten, daß man aus weiter Ferne erfährt, wie es wirklich dort ist und in Wahrheit sich zuträgt. Kaum traue ich den Augen, da ich Thorr hier leibhaft vor mir sehe. So windig und winzig hätte ich ihn nicht gedacht.“

Drauf, mit unveränderter spöttischer Miene, wandte er sich zu Thorr und sprach: „Nicht groß bist du, ich glaubte dich größer. Aber du wirfst wohl mehr vermögen und stärker sein, als der Schein verspricht.“

Und dann richtete er sich zu Allen, die eingetreten waren, und sprach: „Ihr wißt, daß die Burg Utgard's das Verweilen nur denen gewährt, die sich in irgend einer Kunst und Kraft hervorthun. So nennet denn und kündet ein Jeder die Kunst, darin er vor Andern Meister zu sein sich dünkt. Zuerst halten wir Wettspiele; dann folgt der gastliche Empfang.“

Da war es Loki, der am meisten begierig war sich zu zeigen. „Ich nenne die Kunst,“ sprach er hervortretend, „darin mich Niemand überwindet. Ich verstehe es, schneller als irgend ein Anderer zu essen. In mindester Zeit verzehre ich das Meiste.“

„Ei,“ sagte der König, „das ist wohl eine Kunst! wir werden ja sehen, ob in Utgard Jemand sich dir gewachsen zeigt.“ Darauf rief er auf Einen, der im Hintergrunde wie zum Dienste stand: „He, Logi auf zum Wettkampf! und laß, mit Fleische beladen, einen Trog herbringen!“

Loki und Logi sahen sich an, wie Bettern so ähnlich. Nur größer war Logi, und strammer und straffer schienen die Muskeln des Leibes. Doch Loki dachte, er werde das Seinige schon vollbringen. Er

war ja bei der mageren Kost der letzten Tage gar hungrig geworden.

Ein großer Trog, mit Fleische gefüllt, wurde auf den Estrich des Saales gestellt. Sogleich hockten sich Lofi und Logi einander gegenüber, je einer an eines der Enden. Und beide begannen zu essen. Eigentlich „zu essen“ — so sollte man nicht sagen. Es war ein Schlucken und Schlingen und Würgen. Wie hungrige Wölfe, deren jeder dem Mitesser den Bissen mißgönnt, so aßen die Beiden. Sie faßten die Stücke mit Fingern und Fäusten und schoben sie in den Schlund. Immer größere Stücke verschwand. Bald war es ihnen zu umständlich, mit Fingern und Fäusten zu fassen. Niedriger gebeugt, hoben sie es mit den Zähnen auf. So wurde der Trog in erstaunlich kurzer Zeit leer. Und gerade in mitten stießen die beiden Wettkämpfer mit den Stirnen zusammen.

Doch sieh, wie Jeder es anders vollbracht hatte! denn Lofi hatte das Fleisch gegessen, Logi aber mit dem Fleische auch die Knochen, ja, er hatte das Holz des Troges mit verzehrt. Lofi, der sich für überwunden erkannte, trat beschämt einen Schritt rückwärts.

Der König aber sprach: „Dieser erste Kampf fiel nicht zu euren Gunsten aus.“ Er wandte sich darauf zu Thialfi und fragte, in welcher Kunst er zu kämpfen wünsche. Und als Thialfi seine Schnelligkeit im Laufen gerühmt hatte, sprach der König erfreut: „Fürwahr, das ist eine edle Kunst!“ Und sogleich rief er auf einen andern Diener seines Hofes, Hugi mit Namen.

Ein behender Bursche mit klugen Augen und leichtem Körper trat hervor. Man sah ihm an den Bewegungen an, daß er bequem und schnell in allen Bindungen fortkomme. Er lachte und konnte nicht Einen Augenblick stille stehen.

Drauf gingen Alle, der König und sein Gefolge und die Gäste aus dem Saale, um auf die Rennbahn zu gelangen. Thialfi und Hugi stellten sich nebeneinander, und als der König den Wink gegeben hatte, sprangen beide zugleich auf und stürmten dahin. Sie liefen so schnell, daß man kaum die wechselnden Füße gewahr wurde. Beide gleich schnell, als wenn zwei Rosse, an Einer Leine liegend, vor einem Wagen einherjagten. Lange schien es, als wenn Keiner den Sieg erringen würde. Nur ganz nahe am Ziel gewann Hugi einen kleinen Vorsprung, so daß er einen Augenblick früher als Thialfi anlangte.

Der König lächelte und lobte Thialfi: „Wenn du verständest, dich ein wenig mehr nach vorne zu

strecken, würdest du beim Zweiten leicht den Sieg gewinnen.“

Und abermals liefen Thialfi und Hugi die Bahn entlag. Diesmal aber war es bald nach den ersten Sähen nicht anders zu erwarten, als daß Hugi den Sieg gewinnen müsse. Wie sehr sich Thialfi auch anstrenge, Hugi blieb immer voran. Und, am Ziele angelangt, war es fast Lanzenwurfs Weite, daß er Thialfi hinter sich sah.

Ein Umstand bei beiden Wettläufen hätte Thialfi stutzig und in der Ueberzeugung sicher machen können, daß er nie im Stande sein werde, Hugi zu überwinden. Denn dieser zeigte, schon beim ersten, und auch beim zweiten Wettlauf nicht die mindeste Anstrengung. Das Laufen war ihm, wie es schien, leichter als dem Vogel das Fliegen. Nichts von Athmen und Keuchen, noch von dem Hizen und Schwitzen, wie es sonst bei Schnellläufern eintritt.

Dennoch vertraute Thialfi, daß es ihm beim Dritten gelingen möchte. Und obwohl der König selbst ihm freundlich abrieth, bat er, noch einmal mit Hugi sich messen zu dürfen. Viel schlimmer erging es ihm. Er war auf der Hälfte der Bahn, als Hugi vom Ziele zurück und auf ihn wieder zu kam.

„Genug nun sei des Spieles auf der Rennbahn!“ sprach der König. Und indem er sich zu Thorr wandte, fragte er: „Was willst du als Probestück unter uns wählen? nenne deinen Lieblingskampf!“

Und Thorr gab zur Antwort: „Im Trinken weiß ich mich stärker als Alle. Dies wähle ich als Wettkampf. Wer es auch sei, ich hoffe ihn zu über treffen.“

„Sehr wohl!“ sprach der König, „so kehren wir zum Saale zurück, Thorr trinken zu sehen!“

Da kam auf den Wink des Königs der Mundschenk und trug ein gefülltes Horn herbei. „Dies Horn“, sprach der König, „geht in Utgard unter uns Männern um. Wir sind gewohnt, es beim Trinken zu leeren, und erkennen daran die Kunst unsrer Becher. Ein echter Becher ist, der es mit Einmal leert; ein schwacher setzt mitunter zweimal ab. So ungeübt aber, daß er auch mit dem dritten es nicht leerte, ist hier nicht ein Einziger.“

Thorr befah das Horn. Es hatte einen merkwürdigen Bau. Im Verhältniß zu der Breite war es ungewöhnlich lang. Auch die Breite war nicht gering, so daß Thorr die Schwere der Aufgabe sogleich fühlte. Doch meinte er es schon leisten zu können. Er wußte ja, wie viel er sonst zu trinken

vermochte. Seit seiner Abfahrt von Asgard hatte er zudem einen herzhaften Schluck nicht gethan. In der That, es war ihm ein rechtes Behagen und Labjal, zu trinken und immer weiter zu trinken. Er trank mit Ruhe, aber zugleich mit Kraft und Gleichmaß. Es war, wie wenn Wellen hinabstürzten und in einer bodenlosen Tiefe verschwänden. Man hörte die fallenden Schläge, wie hohles Branden. Allmählig aber wurde Thorr doch unruhig. Das Horn wollte nicht ein Haarbreit höher hinauf. Immer schien es ihm noch so voll wie zu Anfang. Da zog Thorr stärker und stürzte Schwall auf Schwall. Aber wie lange er's auch trieb: das Horn leerte sich nur sehr wenig, der Trunk reichte noch immer bis dicht an den Rand. Endlich konnte Thorr nicht anders, er setzte ab, um sich ein wenig zu ruhen.

Da nahm der König das Wort und sprach mit geringschätzendem Tone: „Ich sah wohl, daß du trankst. Aber, aufrichtig gestanden, ich hatte geglaubt, daß Thorr ein besserer Trinker sei. Vielleicht zwingst du es aber mit dem zweiten Zuge.“

Thorr sprach vor Aerger kein Wort. Nachdem er ein wenig geruht hatte, führte er das Horn abermals an die Lippen. Er trank nach den besten Regeln der Becher, gleich mit Klugheit und Kraft. Es war, wie wenn ein Strom über Felsenabfälle dahin brauste und in einer fernen Tiefe verschwände. Aber wie tapfer er auch trank, im Horn verminderte sich der Trunk sehr wenig. Nur so viel hatte er gewonnen, daß jetzt vor dem Verschütten keine Gefahr mehr schien.

Der König lachte und sprach: „Du sparst wohl die Kräfte, Thorr! du willst nicht mehr, als gut ist, im Trunke dir gönnen. Vielleicht, besinne dich, Thorr, fällt dir in einem andern Spiele der Sieg leichter.“

Boll Eifers aber griff Thorr nochmals zum Horne und trank, wieder wie vordem, mit großer Macht und, wieder wie vordem, ohne merklichen Erfolg.

„Sehr wundern würde es mich,“ sprach er, nachdem er das Horn dem Mundschenk zurückgegeben hatte, wenn Trünke, wie diese, bei den Göttern in Asgard nicht als große gälten. Sei es aber, wie du sagst! Ich zeige mich in anderem, in jeglichem Wettspiel, wie ihr es gewohnt seid.“

Der König darauf: „Welch Spiel werd' ich nennen, Thorr's Kräfte, die wir nun kennen, entsprechend? Ja“, fuhr er fort, als wenn ihm ein guter Einfall gekommen wäre, „meine Kaze — dort liegt sie am Fenster — die Kaze zu heben ist Erstlingsarbeit der Bursche von Utgard.“

Die Kaze zu heben — Welch Hohn für Thorr! Er war aber an Beschämung gewöhnt.

Nachdem er den ersten Aerger der Zumuthung überwunden hatte, ging er zur Kaze, die, als ob sie des Königs Wort verstanden hätte, vom Fenster hinabgesprungen und auf Thorr zugelaufen war. Die Kaze war groß. Und viel war es nicht, was Thorr sich beugen mußte, um die Hände unter den Bauch zu legen. Als er sie nun aufheben wollte, krümmte sie den Rücken, schmiegte sich immer mehr, je nach seinem Griff; sie schnurrte dabei leise und strich mit ihren weichen Haaren Thorr's Wangen. Thorr reckte die Hände bis über sein Haupt, mithebend den Leib des geschmeidigen Thiers. Höher hinauf aber konnte er nicht. Die Kaze stand noch immer auf dem Boden des Saals. Nur eines ihrer Pfötchen hing in der Luft.

Der König sprach: „Ich dachte es so. Die Kaze ist groß und Thorr ist klein. Drei ihrer Füße stehen noch fest auf dem Boden. Wir haben nun zur Genüge gesehen, wie es um deine Kraft steht.“

„Nein,“ rief Thorr, „noch kennt ihr mich nicht! Kommt her, ihr selber, zum Kampfe mit mir! erwählt den Größten, erwählt den Stärksten, ich werd' ihn zermalmen in meinem Horn!“

Der König aber: „Hier auf den Bänken sitzt nicht Einer, der dir Aussicht auf Sieg böte. Aber, um deinen Wunsch zu befriedigen, rufet Elli, die Alte, meine Amme! mit der mag Thorr, wenn er will, sich messen.“

Da humpelte ein runzliches, haargraues Mütterchen herbei. „Wer will hier mit mir seine Kräfte messen?“ fragte sie und schaute mit scharfen Augen auf Thorr.

Und sogleich, als dieser ihr genaht war, umfaßten sich beide mit den Armen und wiegten sich hierhin und dorthin. Wenn Thorr nach rechts ruckte, stämmte sie sich links auf. Wenn Thorr sie heben wollte, drückte sie kräftig nach unten. Beide waren voneinander umwunden, doch keiner bewältigt. Ueberm Heben und Stoßen, Werfen und Stämmen bebte der Estrich des Hauses. Und je länger sie rangen, desto fester stand die Alte. Es schien, als ob im Kampfe ihre Schwere und Kraft wüchsen. Thorr ächzte und stöhnte vor Noth. Wie ein Stamm über Wurzeln, so stand sie fest und ganz ohne Wanken. Da sieh! unversehens hatte sie ihrem Gegner ein Bein gesetzt. Und — stolzer Kämpfer — du sankst auf ein Knie vor dem Weibe!

Wie sprang da der König von seinem Sitze und eilte herbei! „Beendet das Wettspiel!“ rief er laut und hob Thorr auf. Er führte ihn dann freundlich zu den Sitzen der Edlen und bat ihn, das Nachtmahl mit ihnen zu nehmen.

Abschied von Utgard.

Thorr verweilte den Abend und die Nacht am Hofe des Königs. Sie unterhielten sich, ohne der Kämpfe zu gedenken, vertraulich miteinander. Thorr erzählte auf den Wunsch des Königs von den andern Göttern Asgard's, von Odin's Festen in der Walschalle, von Balder's Schönheit und Heimdall's Treue, von der Götter Fahrten in Freyer's Schiff, auch von den edlen Frauen und Jungfrauen, von Frigg und Freyja und Fulla, und von allen Herrlichkeiten zwischen Himmel und Erde, welche die Götter eingerichtet haben und über die sie wachen. Sie waren im Gespräch miteinander bis spät in die Nacht.

„Nimm,“ fuhr der König fort, „was ich dir zum Trost und zum Ruhme sagen muß. Du warst unter uns so über die Maßen stark und gewaltig, daß es fast zum Unglück der Welten, uns, wie euch, geworden wäre. Denn wisse, durch Blendwerk haben wir dich und die Deinen getäuscht.“

„Durch Blendwerk!“ stuzte Thorr und wieder zuckte ihm die Hand zum Hammer hin. Aber er überwand sich. Denn er wollte hören, was der König ihm mitzutheilen habe.

„Nerk auf!“ fuhr dieser fort, „so stark erwiefet ihr euch, daß ich fest beschlossen habe, dafür zu sorgen, daß ihr nie wieder zu unsrer Burg den



Am andern Morgen rüstete Thorr und sein Gefolge zur Rückfahrt. Da geleitete ihn der König von der Burg bis auf das freie Feld.

„Sage mir offen,“ sprach hier der König, „wie hat dir die Fahrt in unser Land behagt? Gern hörte ich, daß du eine gute Erinnerung mitnähmst.“

Thorr aber sah den König finster an. „Gar Uebles fragst du mich! immer wird mich die Erinnerung an diese Fahrt schmerzen, da ich so schwach und klein unter euch erschienen bin.“

„Schwach und klein?“ fragte der König. „Weile noch einen Augenblick, denn es treibt mich, dich nicht im Irrthum scheiden zu lassen.“

„In welchem Irrthum?“ fragte Thorr; „ich habe Alles selbst gesehen und erlebt!“

Weg finden sollt. Kommst du abermals das tiefe Meer herüber, so soll dich kein Führer geleiten, wie diesmal, sondern in die Irre treibe ich dich, daß du verzagend umkehrst. Diesmal sandte ich dir einen Führer entgegen. Ja, die ganze Wahrheit zu sagen, ich selber kam dich zu geleiten. Denn Prahlhaupt, den du im Walde triffst, war ich. Ich verbarg meine Macht unter diesem Namen und unter einer schlechten Miene, um euch in Sorglosigkeit zu halten. Wir hatten ja beide Grund, voreinander auf der Hut zu sein. Denn beide sind wir stark: ich, mit meiner Macht, den Sinn zu täuschen, und du, mit deinem entsetzlichen Hammer-schlag. Daß ihr bei meinem Schnarchen Angst wie bei einem Erdbeben empfanDET, daß ihr die

Bänder des Bündels nicht öffnen konntet, das alles war mein Werk. Ich verdoppelte die Macht meines Athems, ich band das Bündel mit eisernen Bändern zu. Aber auch du warst furchtbar, ein eifriger Todesfürst. Dreimal schlugst du mit deinem Hammer auf mich. Vom ersten der Schläge schon wäre ich verloren gewesen, geschweige vom zweiten und dritten. Denn sieh, mit welcher Gewalt du es thatst. Hier diesen Felsstock, meinen Wanderstab, den ich dir entgegenhielt, triffst du. Und Löcher, wie Thäler so tief, schlugst du mit deinem Hammer hinein.

„Und auch in der Burg bei den Wettkämpfen zeigtet ihr wunderbare Kraft. Nicht deine Thaten allein, sondern auch Loki's und Thialfi's Kämpfe werden in ruhmvollem Andenken bei uns bleiben. Zwar, daß ihr siegtet, ist nicht eingetreten. Das lag außer aller Möglichkeit. Denn vernehmet und staunet, mit wem ihr kämpftet!

„Der mehr als Loki aß, der die Knochen und den Trog zugleich mit dem Fleische verzehrte, war nicht ein kräftiger Esser, nicht Logi, wie ich ihn nannte, sondern das Wildfeuer.

„Der schneller als Thialfi lief und nie beim Laufen ermüdete, war nicht ein junger rüstiger Bursche, nicht Hugi, wie ich ihn nannte, sondern meines Hauptes willfähriger Gedanke.

„Und du Thorr wardst dreimal getäuscht. Denn zuerst das Horn, aus dem du trankst, lag mit dem spitzen Ende im Meere. So stark hast du daraus getrunken, daß Ebbe und Fluth zwischen den Ländern und Inseln nun wechseln. Du wirst es sehen, wenn du heimkehrst. Und die Rake, die du heben wolltest, war nicht eine Rake; sie war, vom tiefen Ringe des Meeresgrunds heraufgehoben, die Mitgardschlange. Du hobst sie dermaßen, daß Haupt und Schweif nur leicht mit den Enden die Erde noch berührten. Die Alte aber, meine Amme, mit der du kämpftest,

war nicht ein Weib mit Weibeskraften, nicht Elli, wie ich sie nannte. Sie war das Alter selbst. Wen wirst das Alter nicht endlich darnieder?

„Die Wahrheit nun ist: wir müssen scheiden, und für immer verschließ' ich dir den Weg nach Utgard. Es wird uns beiden besser sein, nie wieder zusammenzukommen. Du kennst die geheimen Mittel meiner Macht, und ich glaube, daß es dir selbst nicht rathsam erscheinen wird, jemals wieder zur Reise nach Utgard zu rüsten.“

Also der König. Thorr war über diese Aufklärungen dermaßen in Zorn gerathen, daß er wieder keinen andern Gedanken hatte, als mit dem Hammer drein zu schlagen. Er hob schon die Hand. Aber daß er ihn auswerfen konnte, ward ihm — wiederum wunderbar — versagt. Denn plötzlich — wo war Thorr? was geschah um ihn? Es rauschte in der Luft, als wenn Erde und Himmel sich umkehrten. Der Boden unter seinen Füßen wankte und schien zu schwinden. Was er sah, verschwamm vor seinen Augen. Der König, die Burg, das Feld — Alles war plötzlich hinweg. Thorr schwindelte. Es war ihm, als drehte er selbst sich im Kreise. Endlich glaubte er wieder fest zu stehen. Er sann und besann sich. Allmählig erkannte er den Ort, wo er war. Er stand daheim in Bilstir-nir's lustigem Glanzpalast. Rings um ihn prangten Asgard's lichtschwellende Fluren. Von weitem sah er die Golddächer der andern göttlichen Häuser.

Wie in einem Traume lag die Fahrt über die tiefe See fern und verworren hinter ihm. Wie von einem Traume her umtanzten ihn die Erinnerungen an den Schnarcher und den Handschuh im Walde, an den spöttischen König in der Halle, an Loki's und Thialfi's Wettkämpfe und an seine eigene Beschämung mit den Tränken aus dem Horn, mit der Rake und der Amme.



Bitte an den Frühling.

Von Julius Sturm.

aß dich erbitten,
Neige dich nieder,
Frühling, und bring' uns
Blumen und Lieder.

Winden erst Weilchen
Wir uns zu kränzen,
Sollen die fröhlichsten
Augen dir glänzen.

Ständchen zu bringen,
Wollen wir schneiden
Pfeifen von schlanken
Grünenden Weiden;

Wollen die lustigsten
Ringe dir schlingen,
Springen und jubeln,
Tanzen und singen.

Laß dich erbitten,
Neige dich nieder,
Frühling, und bring' uns
Blumen und Lieder.

Auf die See und wieder heim.

Jugenderinnerungen von

Wilhelm Kaiser.

Original-Zeichnungen von C. Köhling.



(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen gegen vier Uhr brachen wir, Dr. Friedberg und ich, nebst zwei Führern, welche mit Mundvorrath versehen waren, zu unserer Bergbesteigung auf. Nachdem wir die Stadt verlassen hatten, führte der Weg zuerst sachte bergan, zu beiden Seiten von Gärten begleitet. Allmählich immer beschwerlicher werdend, zieht er sich endlich auf einem schmalen Grat entlang, der rechts und links in steile Tiefen abfällt. Das Plätschern eines Baches, der von der Höhe kommend dem Thale zueilt, tönt aus der Schlucht zur rechten Hand zu uns herauf. Die Abhänge des Berges sind mit dichtem Gestrüpp bewachsen, welches bei besonders abschüssigen Stellen den Händen als Halt dient. Etwa auf halber Höhe des Berges angelangt machten wir Rast, um für den schwierigeren Theil des Unternehmens frische Kräfte zu sammeln. Nach Verlauf von einer halben Stunde brachen wir wieder auf. Der Tafelberg erhebt sich zwar nur etwa 1200 Meter über die Meeresfläche, ist aber besonders in seiner oberen Hälfte so steil und abschüssig, daß es schon einer mehr als mittelmäßigen Gewandtheit und Ausdauer bedarf, um den Gipfel zu gewinnen. Hier gilt es über mächtige Haufen von Geröll, das bei jedem Schritte zu weichen droht, hinwegzuklimmen, dort zwingt eine fast senkrechte Wand zu einem halbrecherischen Kletterversuch; weiterhin droht der Blick vom schmalen Felsenstieg in eine gähnende Schlucht dem Wanderer, der nicht schwindelfrei ist, sicheres Verderben.

Nach fast fünfstündiger beschwerlicher Wanderung langten wir auf dem Gipfel des Berges an. So flach und glatt, wie er von unten aussieht, ist er nun eben nicht. Aus der ziemlich ausgedehnten geneigten Ebene ragen zahlreiche Felsen von Manneshöhe empor, an anderen Stellen gleicht der Boden der zu Stein erstarrten wellenförmigen Oberfläche des Meeres. In den Einsenkungen hat sich spärliches Erdreich gesammelt, das einem schilfartigen Grafe und mancherlei anderen Pflanzen Halt und Nahrung gewährt. Mein gelehrter Begleiter, der schon während des Aufstiegens fleißig Insekten und Pflanzen gesammelt hatte, machte reiche Ausbeute.

Ich bedauerte sehr, daß ich mich damit begnügen mußte einige Ericazweige mit purpurnen glockenartigen Blüthen in mein Taschenbuch zu legen, die ich noch heute als Andenken an jenen fesselnden und an neuen Eindrücken so reichen Ausflug aufbewahre.

Von der Höhe des Berges aus hatten wir eine herrliche Aussicht, deren Genuß durch die günstigsten Witterungsverhältnisse noch erhöht wurde. Ein dunkelblauer Himmel lachte über der Landschaft und heiterer Sonnenschein lag wie ein goldener Zauber über Land und Meer. Auf der Landseite wurde der Gesichtskreis von einer Kette hoher Berge, die in blauer Ferne sich verloren, begrenzt. Vor uns stieg wie eine Mauer das Meer empor, das zu unseren Füßen in gewaltigem Bogen in das Land eindringend, die Tafelbai bildet. Mitten in der Tafelbai erschien uns die Robbeninsel wie eine auf dem Wasser schwimmende Schildkröte, und die zahlreichen dort vor Anker liegenden Schiffe waren nicht größer, als kleine Boote. Weiter nach Osten jenseits des in das Meer hinausragenden Caps der guten Hoffnung breitete sich die falsche Bai aus, die bis zu ihrer äußersten Spitze, dem falschen Cap, sichtbar war. Zwischen dem Tafelberge und der Bai erglänzten die Gärten von Constantia in hellem Sonnenscheine. Gen Westen zeigte sich der Löwenberg, dessen Gestalt von günstigem Standpunkte aus gesehen einem ruhenden Löwen gleichen soll. Die Capstadt erschien uns als ein kleines Biered, durch gerade Straßen, die sich rechtwinkelig schneiden, in regelmäßige Quadrate getheilt. Unmittelbar vor unseren Füßen gähnte der Abgrund, an welchem wir wieder hinabklettern mußten.

Obchon es noch im Sommer war, — im Caplande giebt es nur zwei Jahreszeiten, den Sommer, der vom September bis April, und den Winter, der vom Mai bis September dauert, — so fanden wir es in der lustigen Höhe doch so kühl, daß wir, um mit Behaglichkeit unser Frühstück einzunehmen, ein Feuer anzündeten und uns um dasselbe lagerten.

Der eine unserer Führer stammte aus dem Lande der „Nama“, eines Stammes der Hottentotten, am Oranjefflusse oder Gariep, wie er in der Landes-

sprache heißt. Er war der Sohn eines Europäers und einer Eingeborenen; an seine Mutter erinnerten die enggeschlitzten Augen und blendendweißen Zähne, das wollige Haar und die gelbe Gesichtsfarbe, während die wohlgeformte Nase und die wenig aufgeworfenen Lippen dem zwar fremdartigen, aber durchaus nicht häßlichen Gesichte etwas Europäisches verliehen. Er hatte eine für seinen Stand sorgfältige Erziehung in einer Missionschule genossen und wußte jede wünschenswerthe Auskunft über Land und Leute seiner Heimat zu geben. Trotz seiner großen Anhänglichkeit an die letztere war er doch nicht blind gegen die Fehler seiner Stammgenossen von mütter-

selbst zu den größten Merkwürdigkeiten. Erstens zeigt sie eine für ein Naturvolk außergewöhnliche Ausbildung, die manche Forscher nur durch eine frühe Berührung mit einem civilisirten Volke, etwa mit den Ägyptern, erklären zu können glauben; und zweitens besitzt sie jene eigenthümlichen Schnalzlaute, welche durch Anpressen der Zunge an die Zähne und an verschiedene Stellen des Gammens und durch rasches Zurückprallen hervorgebracht werden. Die Laute haben Aehnlichkeit mit dem Knallen einer Peitsche und dem Glucken, welches entsteht, wenn man eine Flüssigkeit aus einer Flasche gießt. Das Branntweintrinken das zu einem Volks-



licher Seite. Aus seinen Mittheilungen, die gelegentlich von Zwischenbemerkungen Dr. Friedbergs unterbrochen wurden, gewann ich ein anschauliches Bild eines der merkwürdigsten Völker unserer Erde, welches ich meinen jungen Lesern nicht vorenthalten darf, da sie wohl zum großen Theil von den Buschmännern und „Hottentotten“ nur sehr undeutliche, ja unrichtige Vorstellungen haben, sie wohl gar für halbthierische Wesen und Menschenfresser halten. Da sind sie nun freilich in großem Irrthum.

Der Name Hottentotten — man fühlt es schon bei dem Klange — ist ein Spottname, den die Holländer den Ureinwohnern des Kaplandes wegen der eigenthümlichen Schnalzlaute ihrer Sprache gegeben haben. Diese Sprache gehört wie das Volk

laster geworden ist, so wie ihre große Unreinlichkeit haben ihnen wohl die Geringschätzung der Europäer in so hohem Grade zugezogen, welche sie aber ihrer guten natürlichen Anlagen wegen nicht verdienen. Sie erlernen fremde Sprachen sehr leicht und reden sie tadellos, haben Verständniß für die Poesie, besonders für die Thierfabel, wissen sich auch unter Europäern, z. B. vor Gericht, mit Umsicht und Geschick zu benehmen. Daß sie nicht sesshaft geworden sind und sich zu keinem staatlichen Gemeinwesen entwickelt haben, ist lediglich die Folge der Wasserarmuth von Südafrika, welche die Bewohner zum steten Wandern zwingt.

Nachdem wir etwa drei Stunden auf der Höhe uns aufgehalten hatten, traten wir mit reicher Aus-

beute an Pflanzen und Gethier den Rückweg an. War der Aufstieg beschwerlich gewesen, so war es das Hinabsteigen in noch viel höherem Maße. Wir kamen jedoch ohne Schaden zu nehmen, im Laufe des Nachmittags in der Capstadt wieder an, zwar recht ermüdet, aber in hohem Grade von unserer Wanderung befriedigt. — Nachdem ich ein Stündchen der Ruhe gewidmet hatte, benutzte ich den noch übrigen Theil des Tages, um mich in der Stadt noch einmal umzusehen.

Die Bewohner derselben, gegen dreißigtausend an Zahl, sind zum größten Theil holländischer Abstammung; zu diesen kommen Deutsche, Franzosen und Engländer, welche letzteren jetzt die Herren des Landes sind. Fast durchgängig haben sie eine auffallend frische und gesunde Gesichtsfarbe, eine Folge des außerordentlich günstigen Klimas, welches bei der Trockenheit und Reinheit der Luft und dem Mangel jeglicher Sümpfe eines der besten der Erde ist. Die Ureinwohner des Landes, eben die Hottentotten, sind weiter in das Innere gedrängt worden, und mögen wohl selten in die Stadt kommen; wenigstens bezeichnete es Dr. Friedberg als einen besonders glücklichen Zufall, als uns einige Mitglieder dieses Stammes begegneten.

Es waren Leute von mittlerer Größe; schmale Augen, eingedrückte Nasen, dicke, aber nicht wulstige Lippen, vor allem aber das büschelförmig verfilzte Haar und das lederbraune, bartlose Gesicht machten mir ihre Erscheinung recht auffallend. Ihre Kleidung bestand im Wesentlichen aus einem schmutzigen Schaffelle. Rechnet man hinzu, daß die Gesellen in einem sinnlos betrunkenen Zustande waren, so kann man sich denken, daß der Eindruck, den diese Hottentotten auf mich machten, kein günstiger war. Der Stamm ist übrigens — wohl in Folge jenes Lasters — im Aussterben begriffen, und die Zeit mag nicht mehr ferne sein, daß der letzte Hottentotte von der Erde verschwindet.

Gegen Abend nahm ich mit bestem Danke und mit Bedauern, die Bekanntschaft schon abbrechen zu müssen, von Dr. Friedberg Abschied und war kurze Zeit darauf wieder an Bord der Schwalbe. Hier erwartete mich eine betrübende Nachricht. Kapitän van Meterens Zustand war so bedenklich geworden, daß der Arzt nur von einem längeren Aufenthalte in der gesunden Luft der Capstadt und in völliger Ruhe Genesung erwartete. Das Schiff sollte demnach unter Führung des ersten Steuermanns seine Fahrt nach Batavia fortsetzen, wohin auch mit dem Postdampfer Nachrichten für uns befördert werden sollten. Für mich war dieser Ausgang doppelt un-

angenehm, da unser Kapitän — aus guten Gründen, wie ich später erfuhr, — Rücksichten gegen mich hatte walten lassen, wie sie einem Schiffsjungen gegenüber befremdend erscheinen mußten. Das sollte bald ganz anders werden!

Nachdem wir frisches Wasser eingenommen hatten, gingen wir am folgenden Tage wieder in See. Eine traurige Zeit brach für mich an, eine Zeit unverdienter Kränkungen und Mißhandlungen, die von dem jetzigen Führer des Schiffes entweder geradezu gegen mich ausgeübt, oder doch von ihm veranlaßt und geduldet, ja gern gesehen wurden. Woher sein Haß gegen mich stammte, blieb mir ein Räthsel: ich hatte ihn meines Wissens nie beleidigt, war ihm nie zu nahe getreten. Sein Benehmen gegen mich war um so auffallender, da er ein Landsmann von mir war, ja aus meiner eigenen heimathlichen Provinz stammte. Vielleicht hatte die freundliche Behandlung, die unser Kapitän mir hatte zu Theil werden lassen, seine Mißgunst erregt, — genug, er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben mich zu quälen, was ihm nur zu gut gelang. Konnte er irgend einen gefährlichen Dienst erfinden, gab es eine anstrengende oder unangenehme Arbeit zu verrichten, so durfte ich darauf gefaßt sein, daß er mich zur Ausführung bestimmte. Willig und ohne Murren vollführte ich alle Befehle, galt es nun bei hochgehender See, wenn die Masten in weitem Bogen hin und her schwankten, die oberste Spitze zu theeren, oder die niedrigste Arbeit in seiner Kajüte zu verrichten, wobei mir zum Lohne Faustschläge und Fußtritte mit den entsetzlichsten Schimpfwörtern reichlich zu Theil wurden. Als ich einst, da ich keinen Dienst hatte, mit einem meiner wenigen Bücher beschäftigt auf einem Haufen Laue saß und durch Lesen meine trüben Gedanken zu vertreiben suchte, näherte sich mir der Ehrenmann von hinten, zog das Buch mir aus den Händen, blickte verächtlich hinein und warf es mit einem Fluche über die Verschanzung; ich sah es noch eine Weile auf den Wellen tanzend sich auf und ab bewegen, dann war es verschwunden. Ein anderes Mal schleuderte er mich zu Boden, so daß noch Tage lang nachher mir alle Glieder schmerzten.

Diese Behandlung war, wie man vielleicht zu glauben geneigt ist, keine ungewöhnliche; in jener Zeit war der Seemann — mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen — ein durchaus roher Geselle. Der Kampf mit den übermächtigen Elementen, der Umgang mit den verwegensten Söhnen aller Erdtheile, die mangelhafte Vorbildung und die Gier, mit der er sich nach monatelangen Entbehrungen auf die

Genüsse des festen Landes stürzte, — alles dieses konnte nicht verfehlen, bei dem Mangel des sittemildernden Einflusses der Bildung und tieferer Kenntnisse dem ganzen Stande den Stempel der Rohheit und Unbändigkeit aufzudrücken. In der jetzigen Zeit, da man an Jedermann höhere Ansprüche stellt, da man in jedem Stande etwas gelernt haben muß, um in der Welt vorwärts zu kommen, hat auch der gewöhnliche Matrose eine Summe von Kenntnissen nöthig, damit er seine Stelle ausfüllen kann. Eine ganze Reihe von Schulen ist in den Seestädten gegründet worden, um diesem Bedürfnisse abzuhehlen, und wenn sich je die Wahrheit des Spruches „Bildung macht frei“ bewiesen hat, so ist es in diesem Falle gewesen. Ja, Bildung macht frei von den Fesseln der Leidenschaften, die den Menschen zum Thiere erniedrigen, so daß er keinen freien Willen mehr hat, sondern machtlos seinen Begierden nachläuft. Ein höchst segensreicher Einfluß der Bildung auf den Seemannsstand ist nicht zu verkennen, und hoffentlich wird er sich in immer höherem Grade geltend machen; — zu jener Zeit aber, da ich meine Seemannslaufbahn begann und beschloß, war noch bitter wenig davon zu bemerken. Auf jener Fahrt vom Cap der guten Hoffnung nach Batavia ging mir in dieser Beziehung ein helles Licht auf, und es bedurfte nicht vieler Erfahrungen mehr, um mich von meinem Wahne völlig zu heilen. —

Wenn es an einem Novembertage da draußen durch die Lüfte tobt, daß die alten Eichen des Forstes ächzen und erzittern, wenn das Haus in seinen Grundvesten zu beben scheint und unheimliche Töne, bald klagend und langgezogen, bald schrill und abgebrochen, bald dumpfheulend uns mit bangem Schauer erfüllen, — dann denke ich jedes Mal der furchtbaren Nacht, da ich auf zerbrechlichem Schiffe jeden Augenblick dem Tode in's Antlitz sah, dann gedente ich mit lebendiger Theilnahme und bebenden Herzens derer, die in finsterner Nacht da draußen um ihr Leben ringen gegen das wild erregte Meer und den rasenden Sturmwind. Es war ein regelrechter Orkan, der uns einige Tage, nachdem wir die Tafelbai verlassen hatten, überfiel. Eine Nacht und einen ganzen Tag tobte der Sturm, welcher unser segellofes Schiff vor sich hertrieb, indem er es bald in die nasse Fluth senkte, so daß die Wellen darüber hinwegfegten, bald in die Höhe schnellte, als wollte er alles, was los und ledig darin war, hinausgeschütteln. Das war ein Pfeifen und Zischen, ein Krachen und Toben; dabei der pechschwarze Himmel, das Rollen des Donners, das Zucken der

Blitze, welche den ganzen Himmel in Feuer und Flammen setzten, kurz ein Aufruhr der Elemente, wie die kühnste Phantasie ihn sich nicht vorzustellen vermag. Bis zum Tode erschöpft, bis auf die Haut durchnäßt, sahen wir endlich am Ende des zweiten Tages, wie der Wolkenschleier zerriß, wie das blaue Stück Himmel immer größer wurde, wie die glänzenden Bogen sich glätteten und endlich in leicht tänzelnder Bewegung den weißen Schaum gegen die Seiten der Schwalbe warfen. Wie ein Renner nach rasendem Laufe verschnauft und langsamen Schrittes seinen Weg verfolgt, so zog unser Schiff unter dem Drucke einiger Segel langsam dahin. Wie die Mannschaft, so schien auch das Schiff der Ruhe nach gewaltiger Anstrengung zu bedürfen. — Es war ein gesunder und tiefer, ein erquickender und belebender Schlaf, aus dem ich nach einigen Stunden geweckt wurde. Nie in meinem Leben habe ich wie damals die Wohlthat dieses Segenspenders erfahren!

So wüßt und wirr es auch auf dem Deck aus, nach einigen Tagen war jede Spur, die der Sturm hinterlassen hatte, entfernt. Glücklicher Weise hatten die Masten sich wacker gehalten, und was an Segeln, Tauwerk und anderem Geräth zerstört war, ließ sich leicht ausbessern, das Fehlende aus den Vorräthen ergänzen.

Sechs Wochen waren seit unserer Abreise von der Capstadt vergangen, als ein Schwarm Strandmöven die Nähe des Landes verkündete, welches uns auch bald in nordöstlicher Richtung erschien. Es war die Insel Engano, die wir vor uns sahen, welche südwestlich von Sumatra liegt und etwa sechs Meilen im Umkreise halten mag. Sie ist mit Palmwäldungen bedeckt, welche den fast im Urzustande lebenden Einwohnern neben rohen Fischen die einzige Nahrung bieten. Mehrere Tage darauf erschien uns, ebenfalls in nördlicher Richtung, die Küste von Sumatra mit himmelhoch ragenden Bergen, und nicht lange darauf öffnete sich vor uns die Sundastraße, welche Sumatra von Java trennt. Bornan in der Straße liegt die Prinzeninsel, die im Allgemeinen flach, durch zwei Hügel schon auf ziemliche Entfernung sichtbar ist. Einen prachtvollen Anblick gewährte dieselbe, als wir uns ihr bis auf eine verhältnißmäßig geringe Entfernung genähert hatten. Wenn man Monate lang nur Wasser und Himmel gesehen, so hat das saftige Grün der Bäume und der Wiesen einen unbeschreiblichen Zauber für das Auge. Die Insel theilt die Straße in zwei Einfahrten, deren südliche, also zwischen der Prinzeninsel und Java gelegene, wir einschlugen, um dicht an der Küste entlang zu segeln. Dieselbe ist mit herrlichen Wal-

dungen von Kokospalmen bedeckt, während im Hintergrunde sanft ansteigende Reisfelder die Fruchtbarkeit des Bodens verkünden. Weiterhin gelangten wir zu einer Insel, welche die holländischen Matrosen recht bezeichnend *dwards* in den weg (quer über den Weg) nennen. Sie erschien uns klein und flach, aber wie alle Eilande jener Meere, dicht mit üppigem Baumwuchse bedeckt. Dieser Insel gegenüber liegt auf Java das Städtchen Anjer, lieblich eingehüllt von Palmen und anderen tropischen Gewächsen. Der gute Hafen bietet zahlreichen Schiffen sicheren Ankergrund, und kaum mag wohl ein Fahrzeug vorbeifegeln, ohne einen kurzen Aufenthalt zu machen. Die aus der Straße kommenden Schiffe haben hier Gelegenheit, noch einmal Wasser einzunehmen, welches ein klarer, vom Gebirge zum Meere herabrieselnder kleiner Fluß bietet, und die einfahrenden finden nach langer Seefahrt hier die erfrischendsten Genüsse in den köstlichen Produkten des gesegneten Landes. Kaum lag die Schwalbe auf der geschützten Rhede vor Anker, als mehrere Boote mit halbnackten Ruderern auf dieselbe zuschossen, um eine Fülle des schönsten Obstes uns anzubieten. Man kann sich vorstellen, mit welcher Neugierde ich die Gaben des tropischen Himmels musterte! Da waren Kokosnüsse, Bananen, prachtvolle Ananas und Orangen in nie gesehener Größe, die wohlschmeckenden Früchte des Tamarinden- und Pampelmusbaumes, vor allen andern aber die unübertrefflichen Mangostins. Diese kostbarste Frucht Javas hat die Größe eines Apfels, besitzt eine rothe Färbung und den angenehmsten, erfrischendsten Saft, der sogar eine Heilkraft in den langwierigsten Krankheiten haben soll.

Von Anjer bis zur Spitze von Bantam bleibt fortdauernd hohes Gebirgsland in Sicht, welches gegen die Küste zu sich allmählich abdacht. Um jene Spitze herum, welche den nördlichsten Punkt der Insel bildet, kommt man zu dem Meerbusen, an dessen innerstem Theile die Stadt Bantam liegt. Sie ist die Hauptstadt des früheren Königreichs und der jetzigen Provinz gleichen Namens, und liegt in sumpfiger, fiebererzeugender Gegend, weshalb sie gegenwärtig fast verödet ist. Hinter ihr ragt in blauer Ferne der Gipfel eines hohen Berges.

Von hier bis nach Batavia hat man immer wechselnde prächtige Aussichten; viele, in ewiges Grün gekleidete Inselchen schwimmen wie Lotosblätter auf dem Meere und erfreuen in immer neuer Abwechslung das Auge. Zahlreiche Tonnen warnen vor den Felsenriffen und geben das Fahrwasser an, welches sicher zur Rhede von Batavia führt. Diese gilt als eine der besten der Welt, obgleich sie nach

zwei Seiten hin vollständig offen und nur durch eine Reihe von Inseln gegen den Andrang der See geschützt ist.

Das Ziel unserer Reise war erreicht; zahlreiche, meist holländische Schiffe lagen im Angesichte der Stadt auf der Rhede vor Anker, und zwischen ihnen fand auch unsere Schwalbe ein geeignetes Plätzchen.

Die nächsten Tage gab es schwere Arbeit: es galt die Ladung zu löschen, das heißt, aus dem Schiffe an's Land zu schaffen. Dann mußte das Schiff von außen und innen geschauert, angestrichen und getheert werden, kurz es blieb der Mannschaft kaum Zeit zum Berschnaufen, wenn eine Arbeit gethan war und die andere in Angriff genommen werden sollte. Und als das Schiff blank und schmuck war, da hieß es die Rückfracht einnehmen: Kaffeesack über Kaffeesack wanderte durch die Luken hinab in den weiten Bauch, bis auch kein Plätzchen übrig war. Und wenn der Tag zu Ende ging und fast unvermittelt durch die Dämmerung kurz nach sechs Uhr Abends die Nacht hereinbrach, fühlte ich mich zu müde, um von der Erlaubniß an Land zu gehen, Gebrauch zu machen. Ich war froh, wenn ich in der Koje lag, die müden Glieder strecken und von den botanischen Exursionen in die Urwälder der Sundainseln — träumen konnte. Als endlich die Arbeit gethan war und das Schiff zur Heimfahrt segelfertig lag, da gab es zwei Ruhetage, die ich redlich benutzte, um Land und Leute, soweit dieses in der kurzen Zeit möglich war, kennen zu lernen.

Durch die Kanäle, welche die Stadt nach allen Richtungen durchschneiden, erinnert Batavia an die holländischen Seestädte. Die Temperatur jedoch, so wie der tropische Pflanzenwuchs und die bunte, fremdartige Bevölkerung, in der das europäische Element fast ganz verschwindet, geben der Stadt ein Gepräge, welches wieder ganz verschieden von allem ist, was ich je gesehen hatte. Die Stadt ist durch den Tschiliwong in zwei Hälften getheilt, welche durch mehrere Brücken mit einander verbunden sind. Mehrere Batterien bestreichen den Fluß bis zu seiner Mündung mit ihren Geschützen. Beide Seiten des Flusses sind mit Mauerwerk eingefast, und derselbe ist tief genug, um die Fahrzeuge zu tragen, welche die Ladungen der Seeschiffe von und nach der Stadt bringen. Am nördlichen Ende war die Stadt durch ein Kastell geschützt, welches von Mauern aus Korallenfelsen und einem Graben umgeben war, jetzt aber abgetragen ist.

Die Häuser der Europäer sind sehr leicht aus Ziegeln erbaut, zum Theil mit Schiebefenstern, zum Theil auch nur mit geflochtenen Rahmen statt der-

selben versehen. Die Javanesen und Chinesen nebst anderen Afiaten wohnen in ausgedehnten Vorstädten. Am merkwürdigsten von allen diesen ist offenbar diejenige, welche von den etwa dreißigtausend „Söhnen des Reiches der Mitte“, wie sie sich selbst zu nennen pflegen, bewohnt wird. Die Häuser sind niedrig und schlecht, aber fast in jedem befindet sich ein Laden, der mit europäischen sowohl als selbstverfertigten Waaren angefüllt ist. Der Chineser ist ein geborener Geschäftsmann; wer mit ihm handelt, muß auf der Hut sein, denn die ausgeprägteste Gewinnsucht paart sich mit einer Schlantheit sonder Gleichen. Mit einer Gewandtheit wissen sie dem

Gerne hätte ich den berühmtesten ihrer Tempel besucht, der sich eine Stunde von der Stadt in einem Wäldchen befindet und mehrere hohe Götzen enthält; es mangelte mir jedoch an Zeit, und ich mußte mich mit einer Besichtigung ihres Kirchhofes begnügen, auf dessen Pflege sie große Sorgfalt verwenden. Die Gräber befinden sich theils unter, theils über der Erde. Der Eingang ist mit einem großen Steine geschlossen, der Inschriften in chinesischen Schriftzügen enthält. Mehrere Gräber fand ich über und über mit Blumen bestreut, an anderen lagen Stücke Zeugens und Geschirre mit Reis, Opfertagen, wie man mir sagte.



Fremden ihre oft recht hübsch und zierlich gearbeiteten Säckelchen anzubieten, mit einer Unverschämtheit zu fordern, mit einer Zähigkeit den Käufer festzuhalten, daß man schon aus Bewunderung vor diesen Talenten, oder auch um von ihnen loszukommen, den geforderten Preis zahlt. Die Chinesen kamen mir durchaus nicht reinlich vor. Sie machen besonders durch die schiefstehenden kleinen Augen den Eindruck der Verschämtheit. Ein sorgsam gepflegter Zopf hängt von der Mitte des im Uebrigen ganz kahle geschorenen Hauptes auf den Rücken hinab. Ihre Kleidung besteht durchgängig in einem langen Rocke aus Nanjing oder dünnem Seidenzeuge mit weiten Ärmeln, der ein noch längeres bis auf die Füße reichendes Gewand bedeckt.

Die Wohnungen der Javanesen sind womöglich noch einfacher als die chinesischen; sie sind aus gespaltenen Bambusstäben geflochten, dann mit Lehm beworfen und mit Kokosblättern gedeckt. Der Eingang ist so niedrig, daß man nur gebückt eintreten kann; Fenster sucht man vergebens. Gewöhnlich besteht das ganze „Haus“ nur aus einem Zimmer, in welchem Mann, Frau und Kinder nebst einer Herde Hühner ihr Wesen treiben. Einigermassen wird man durch die Umgebung mit dieser Kernlichkeit versöhnt; denn immer finden sich die Hütten an einem schattigen Orte, und das saftige Laub, welches die Wohnungen einhüllt, macht einen angenehmen Eindruck auf das Auge.

Die Ausstattung dieser Hütten ist außerordent-

lich einfach. Tische und Stühle sind ein entbehrlicher Luxus und nur bei den reicheren Eingeborenen, die allmählich europäischen Schliff angenommen haben, zu finden. Gewöhnlich sitzt man mit untergeschlagenen Beinen, — wie das überhaupt im Morgenlande Sitte ist, — auf einer Matte oder einem Teppich. Auch ihre Mahlzeiten erinnern an den Urzustand des Menschengeschlechtes, wo der Gebrauch von Gabel und Messer noch nicht bekannt war. Ein javanischer Bootsführer, den ich durch

Ueber der platten, vorn etwas gekrümmten Nase erhebt sich eine breite Stirn, die von schwarzem, öglänzendem Haare umrahmt ist. Eine gewisse Entschiedenheit im Ausdrucke, besonders der Augen, ein trostiger Zug um den Mund, ein herrisches Wesen gegen Niedere, sowie Unterwürfigkeit gegen Höherstehende machen einen Gesamteindruck, der eher abstoßend als einnehmend ist. Dabei sollen sie rachsüchtig und grausam sein, und in der That fand ich in einem Eingeborenen, der an Stelle eines



die Spende von einigen Gläsern Arak und ein Geldgeschenk gewonnen hatte, verschaffte mir Zutritt in mehrere dieser Hütten; in einer derselben wurde ich sogar durch Zeichen eingeladen, am Mittagsmahle theilzunehmen. Ich verspürte jedoch keine Lust das Gericht zu kosten, welches die Familienglieder mit den Fingern hervorlangten, und stellte mich, als ob ich die Einladung nicht verstände, beilte mich vielmehr, mit meinem Begleiter die gastfreundliche Wohnung zu verlassen.

Die Javaner malaischen Stammes sind von mittlerer Größe und meistens wohlgewachsen; ihre Gesichtsfarbe ist braun mit einem Anflug von blau.

gestorbenen Matrosen an Bord kam, einen unheimlichen Kameraden.

Die Kleidung des großen Hausens ist eine dem warmen Klima entsprechend leichte, und besteht bei den Männern meist nur in einem um die Lenden geschlungenen Stück Kattun und einer kleinen Mütze; die Frauen hingegen tragen ein von den Schultern bis zu den Knöcheln reichendes Gewand, und drehen ihr langes Haupthaar auf dem Hinterkopfe zu einer Scheibe, welche mit einer Nadel aus Schildpatt, Holz oder Metall fest gehalten wird. Die Reicheren hingegen tragen nach orientalischer Weise ein langes, wallendes Gewand oder kleiden sich nach europäi-

schem Schnitt; hin und wieder sieht man auch einen Turban.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht aus Reis und Fischen. Fast immer kauen sie Betel, die bitteren Blätter einer Pfefferart, oder Pinang, die scharfen Früchte der Arecapalme. Dem Genuß von Opium, dessen erschlassende und zerrüttende Wirkungen bekannt sind, sollen sich auch viele Eingeborene hingeben.

Auf meiner Wanderung durch die Stadt hatte ich mehrere Male Gelegenheit verschiedenen Volksbelustigungen zuzuschauen. Besonders beliebt schien mir eine Art Ballspiel, bei welchem sie den Ball mit unglaublicher Behendigkeit einander zuschlügen. Mit dem Fuße, dem Knie, dem Ellenbogen fingen sie ihn auf und trieben ihn einem Mitspieler zu, ohne daß er die Erde je berührte. Auch eine musikalische Unterhaltung hatte ich zu beobachten Gelegenheit. Eine Anzahl metallener Becken von verschiedener Größe und verschiedener Stimmung wurden mit einem kleinen Stabe geschlagen und gaben einen gar nicht unangenehmen Klang, wobei ich freilich von Melodie nicht viel entdecken konnte; doch mochte das vielleicht an meinem Mangel an Verständniß für eine derartige Aufführung liegen, der die Eingeborenen offenbar mit großer Andacht lauschten. Das Instrument heißt, wie mir mein Begleiter sagte, Gomgom.

Von den Thieren fielen mir die sehr kleinen Pferde und die gewaltig großen aschfarbigen Büffel auf, deren lange Hörner nach vorn stehen und sich nach innen krümmen. Man benutzt die letzteren sowohl zum Pflügen des Ackers, als auch zum Ziehen von Lasten. Statt eines Zaumes regiert man die Thiere mittelst eines Strickes, der durch ein Loch geht, welches man in die Nase gebohrt hat.

Die Insel ist, wie ich schon erwähnt habe, außerordentlich fruchtbar. Die Fülle von Gemüsen und Früchten auf den Ständen der Verkäufer setzte

mich in Erstaunen. — Die Ausfuhr der Colonialwaaren ist eine außerordentlich große. Besonders sind es Pfeffer, Reis, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Thee, Zimmet, Indigo und Tabak, die zur Ausfuhr gelangen.

Der Reis wird hauptsächlich in den niedrig gelegenen feuchten Gegenden in beträchtlicher Menge angebaut. Wenn die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht haben, setzt man die Felder völlig unter Wasser, welches so lange stehen bleibt, bis die Halme ihre gehörige Stärke besitzen; dann giebt man dem Wasser wieder Abfluß und läßt das Land von der Sonne trocknen. Zur Zeit der Reife sollen die Reisfelder mit ihrem gleichförmigen Gelb viel Aehnlichkeit mit unseren Getreidefeldern haben. Die Reispflanze hat Aehnlichkeit mit unserem Hafer, da die Blätter und Körner in einer losen Rispe sitzen. Sie wird nicht mit Sensen gehauen, wie bei uns das Getreide, sondern mit kleinen Sicheln Halm für Halm geschnitten; sie wird auch nicht gedroschen, sondern, um von den festen Hülsen befreit zu werden, in großen hölzernen Trögen gestampft.

Auch Zucker wird in großer Menge geerntet, und viele Zuckerpressen befinden sich in der Umgegend von Batavia. Der dort gewonnene Zucker soll besser sein, als der amerikanische.

Das wichtigste Erzeugniß aber ist der Kaffee. Der erste Kaffeebaum kam im Jahre 1722 nach Java. Jetzt bedecken die Kaffeepflanzungen einen großen Theil der Insel, und Hunderte von Schiffsloadungen werden jährlich ausgeführt.

In den gebirgigen Theilen der Insel wird die Baumwollenstaude angebaut, deren Fruchthülle von den Javanern zu Garn versponnen wird. In der neuesten Zeit hat man auch mit großer Mühe die Cinchona, welche die unter den Arzneimitteln so überaus wichtige Chinarinde liefert, aus Südamerika eingeführt und angebaut.

(Schluß folgt.)

Anflösung der Räthsel Seite 29 und 31.

Räthsel von Otto Sutermeister.

- | | | | |
|------------|--------------|----------|------------|
| 1. Kiesel. | 2. Schlinge. | 3. Herd. | 4. Röhren. |
|------------|--------------|----------|------------|

Räthsel von Friedrich Gull.

- | | | |
|---------------|----------------------------|-------------------|
| 1. Der Grund. | 2. Haus, Wurst, Handwurst. | 3. Otto und Anna. |
|---------------|----------------------------|-------------------|

Deutsche Kaiserbilder.

Von Fedor von Höppen.

Mit Original-Zeichnungen von Ludwig Burger.



III. Otto der Große.

In der alten Kaiserpfalz Karls des Großen zu Aachen versammelten sich nach dem Tode König Heinrichs (des Finklers) die Großen des Reiches — Herzöge, Grafen und Vasallen — zur Königswahl. Mancher war unter ihnen, der sich wohl selber würdig dünkte eine Krone zu tragen; aber die Sachsen und Franken dachten des Versprechens, das sie zu Erfurt dem Könige Heinrich gegeben, und erkoren seinen erstgeborenen Sohn Otto zum „Könige der Deutschen“. Hermann Billung, ein naher Anverwandter Otto's, und Graf Konrad von Nieder-Lahngau, genannt Kurzebold, erhoben den jungen König auf den Stuhl Karls des Großen. Darauf traten des Reiches Fürsten, einer nach dem anderen, vor ihn hin und gelobten ihm Treue.

Von der Pfalz begab sich der festliche Zug unter dem Läuten aller Glocken nach dem Dome, wo die Bischöfe harrten. Als König Otto unter dem hohen Bogen des Portals erschien, trat ihm der alte, würdige Bischof von Mainz entgegen und stellte ihn dem versammelten Volke vor. „Sehet hier“ — sprach er — „den von Gott begnadeten, vom König Heinrich empfohlenen und von den Fürsten einmüthig erwählten König; gefällt euch solche Wahl, so erhebet die Hände!“

Alles Volk rief mit erhobenen Händen: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“

Darauf nahm der Bischof die Reichskleinodien — das Schwert mit dem Gürtel, den Mantel mit goldenen Spangen, das goldene Scepter und den Herrscherstab — vom Altar und überreichte sie mit weisen Sprüchen dem Könige, salbte ihn, krönte ihn mit der goldenen Krone und führte ihn auf den Thron, daß er sich dem Volke zeige.

Bei dem prächtigen Krönungsmahle, welches darauf die Großen des Reichs um den König vereinigte, dienten ihm die Herzöge der deutschen Stämme in den Erzämtern. Des Königs Schwager, Herzog Gisilbert von Lothringen, in dessen Herzogthum Aachen lag, empfing als Erzkanzler die Gäste; Eberhard von Franken sorgte als Truchseß für die Tafel; Hermann von Schwaben reichete als Mundschenk den perlenden Wein, und Arnulf von Baiern nahm als Marschall des Gefolges und der Rosse

wahr. An des Königs Seite saß seine junge Gemahlin, die englische Prinzessin Editha, durch ihre Milde und Sanftmuth im ganzen Sachsenvolke beliebt und von den harten Kriegern gleich einer Heiligen verehrt. Nach der Tafel erhob sich der König und spendete den Großen seiner Umgebung aus zwei vor ihm niedergesetzten Schüsseln goldene Spangen, Ketten, Becher und Ringe. Alle schieden beschenkt und hocherfreut durch die Freigebigkeit des Königs.

So schien die Krönung zu Aachen den Aufgang einer glänzenden Regierung zu bedeuten. Noch gewahrte man nicht die Wolken, die bereits am Himmelsaum heraufzogen.

König Otto war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, ein schöner kräftiger Jüngling von hoher gebieterischer Gestalt, mit leuchtenden Augen, langwallendem blondem Haar, mächtiger und breiter Brust, würdevoll und königlich in seiner ganzen Erscheinung. Mehr noch zierten ihn die Vorzüge des Geistes und Herzens, seine eiserne Willenskraft, sein Streben nach großen, würdigen Thaten, seine felsenfeste Treue gegen Freunde, seine verzeihende Großmuth gegen gedemüthigte Feinde. Aber dieselbe Leidenschaftlichkeit, die ihn zu kühnem Handeln trieb, riß ihn auch zum Borne fort und seine Strenge verwandelte sich oft in schonungslose Härte. Er hatte wohl die Hoheit seines Vaters, aber nicht dessen herzogwinende Milde, und so geschah es, daß er mehr gefürchtet und geehrt als geliebt wurde.

Während sein Vater sich mit der Ehre begnügt hatte, unter den Fürsten der erste zu sein, erkannte König Otto nach dem Vorbilde Karls des Großen seinen göttlichen Beruf darin, als freier König der Deutschen die höchste Richter- und Herrschergewalt in seiner starken Hand zu vereinigen und die Macht der Herzöge seiner königlichen Macht unterzuordnen. Durch solches Streben machte er sich aber die an Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewöhnten Großen des Reiches, darunter seine nächsten Anverwandten, zu Feinden, und schon die ersten Jahre seiner Regierung wurden eine schwere Prüfungszeit für den königlichen Jüngling.

Unter den Gegnern Ottos treffen wir in erster Reihe den alten Herzog Eberhard von Franken, welcher einen ungehorsamen sächsischen Lehnsman

eigenmächtig bekriegt hatte. Erzürnt über solche Mißachtung seiner Königsrechte, verurtheilte Otto ihn zu einer schweren Geldbuße und seine Genossen zu der schimpflichen Strafe, Hunde bis nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen. Mit dem Gefühle tiefer Kränkung vernahm Herzog Eberhard den erniedrigenden Urtheilsspruch aus dem Munde des jungen Königs; war doch die Königskrone früher bei seinem Hause und Stamme gewesen als bei den Sachsen, und war er es doch selbst, der einst Ottos Vater am Vogelherde die Königsbotschaft zugetragen.

Mit Eberhard verband sich Thankmar, Ottos Halbbruder, welcher dem Könige gleichfalls grollte, weil dieser nicht ihn, wie er gebeten hatte, in die Würde eines Markgrafen gegen die Wenden eingesetzt, sondern den Sohn eines schlichten sächsischen Edelmanns, Hermann Billung*), ihm, dem Königssohne, vorgezogen hatte. Beide erhoben die Fahne der Empörung wider den König.

Der wilde Thankmar nahm des Königs Bruder Heinrich gefangen, sandte ihn gebunden an Eberhard und eroberte die alte Eresburg. Aber Otto zog gegen ihn und erstürmte die Burg von neuem. Thankmar flüchtete in die Kapelle und ward vor dem Altar, wo er Schutz suchte, durch einen Wurfspieß von außen getödtet (938).

Nun suchte Otto den Frankenherzog Eberhard durch Milde zu gewinnen, verzieh ihm und gab ihm sein Herzogthum zurück. Aber der harte, stolze Mann vermochte die ihm angethane Kränkung nicht zu überwinden und suchte Beistand bei Ottos eigenem Bruder Heinrich, den er in der Gefangenschaft für sich gewonnen und mit Ehren und Geschenken überhäuft hatte.

Heinrich war unter dem Sachsenvolke mehr beliebt als sein Bruder. Voll feurigen Muthes und stolzen Sinnes, der Liebling seiner Mutter und in seinem Aeußeren ganz das Ebenbild des Vaters, dünkte er sich edleren Blutes als Otto, weil ihr Vater bei Ottos Geburt noch nicht die Krone getragen, seine (Heinrichs) Wiege aber in der königlichen Pfalz zu Nordhausen gestanden. So glaubte der Jüngling, angereizt durch Eberhard, wohl selbst nach der Krone trachten zu dürfen.

*) Vergleiche das schöne Gedicht Hermann Billung (im VII. Band der „Deutschen Jugend“), eine Meister-Ballade unseres trefflichen, vor wenigen Monaten von uns dahingegangenen Ferdinand Böhler, der stets ein treuer Freund unfres Jugendwerkes war und dessen Andenken in Dankbarkeit unter uns fortleben soll. Noch eine löbliche Gabe, einen letzten Gruß des edlen Dichters und Gelehrten, können wir unsern Lesern in unfrem nächsten Hefte überbringen.

Der Herausgeber.

Einen Dritten zum Bunde fanden jene in dem ehrgeizigen Giselbert von Lothringen, der sein Stammesherzogthum zu einem selbständigen Königreich zu erheben wünschte. Am Rhein, wo sie von Frankreich aus am leichtesten unterstützt werden konnten, brach die Empörung aus.

König Otto wollte kaum der Nachricht Glauben schenken, daß sein eigener Bruder Heinrich unter den Empörern sei; aber mit entschlossenem Muth nahm er den neuen Kampf auf. Er zog mit Heeresmacht an den Rhein und schlug in einem glücklichen Treffen bei Birtzen seine Gegner Heinrich und Giselbert in die Flucht. Schwer verwundet verließ Heinrich das Schlachtfeld.

Damit war aber der Krieg nicht beendet. Noch fanden des Königs Gegner viele Anhänger in Franken und Lothringen, und von den Ufern des Rheins riefen den König die Aufstände des Wendenvolkes wieder an die Ufer der Elbe. Aber je größer die Gefahr, desto kühner und kraftvoller zeigte sich König Otto, und das Glück war ihm günstig.

Zu seinen Getreuen gehörten vor allen zwei Männer, die wir auch schon bei der Königswahl in Aachen gesehen haben, — Konrad der Kurzebold und Hermann von Schwaben. Als diese mit ihrem Gefolge am Rhein entlang ritten und in die Gegend von Andernach kamen, erfuhren sie durch einen Priester, dem die Empörer sein Roß geraubt hatten, daß Giselbert von Lothringen und der Frankenherzog nicht weit von ihnen soeben im Freien ihr Mahl verzehrten. Vorsichtig zogen sie weiter und trafen die Fürsten wirklich auf einer Thalwiese, nach beendetem Mahle beim Bretspiele beschäftigt. Da verwandelte sich das Spiel in blutigen Ernst. Theuer verkaufte der alte Herzog Eberhard sein Leben und fiel als tapferer Krieger. Der Lothringer suchte auf einem Kahn über den Rhein zu flüchten. Kaum aber war das Fahrzeug vom Ufer gestoßen, so erschien der Kurzebold daselbst und schleuderte den Fliehenden seinen Wurfspieß nach. Da entstand Bewegung unter den Lothringern, der schwerbelastete Kahn schlug um und Giselbert fand den Tod in den Wellen des Rheins. Nicht einmal seine Leiche ward gefunden (939).

Jetzt heuchelte auch Heinrich, der Bruder, friedfertige Gesinnungen, und König Otto dachte großmüthig genug ihm zu verzeihen; aber ein finsterner Geist war bei jenem eingekehrt, Herrschsucht und Neid hatten ihm das Herz vergiftet und trieben ihn auf's neue zu bösen Anschlägen. Im Bunde mit anderen Unzufriedenen entwarf er den Plan zu

schändem Brudermorde. Als Otto zur heiligen Osterfeier in Quedlinburg verweilte, sollte die Unthat vollführt werden. Gottes Hand schützte den König. Er wurde rechtzeitig gewarnt und umgab sich mit treuen Leibwachen, wollte aber die Würde des Osterfestes nicht durch Gerichtschrecken stören und ließ erst nach Ablauf der festlichen Woche die Verschworenen ergreifen und richten (941).

Der Fürbitte der tiefgebeugten Mutter verdankte Heinrich zum zweiten Male die Vergebung des Königs. In der Haft zu Ingelheim überkam ihn die Reue. Er verließ heimlich die Pfalz und eilte nach Frankfurt, wo der König das Weihnachtsfest beging. Als dieser sich vor dem Altar vom Gebet erhob und die feierlichen Klänge der himmlischen Botschaft: „Friede sei auf Erden!“ noch in seinem Herzen nachhallten, sah er unerwartet seinen Bruder im härenen Büßergewande, mit nackten Füßen auf dem kalten Steinboden vor sich stehen; er warf sich nieder, umfaßte die Kniee des Königs



und flehte um Gnade. Der König hob ihn auf, tilgte seine Schuld und gab ihm die Freiheit. Seitdem erkannte Heinrich die Obermacht des Bruders an und blieb ihm zugethan, aber auf seinem Thun ruhte fürder kein Segen.

Der Widerstand, welchen die deutschen Herzöge dem Könige während der ersten Jahre seiner Regierung entgegensetzten, bewog ihn, die ledig gewordenen Herzogthümer nur an seine Anverwandten oder an solche Männer zu übertragen, die er als Anhänger seines Hauses erprobt hatte. Er selbst aber betrachtete sich als ihren obersten Lehnherrn,

Deutsche Jugend. XIV.

der das, was er ihnen gegeben, auch wieder zurücknehmen könne. Auf solche Weise begründete er sein königliches Ansehen über jeder anderen Gewalt im Reiche und mehrte dasselbe durch Gerechtigkeit.

Die Marksteine, welche Karl der Große und König Heinrich gegen die heidnischen Wenden und Dänen gelegt hatten, befestigte Otto. Er setzte den Grafen Gero zum Hüter der Marken in dem Gebiete von der Saale bis zur Elbe und rechts der Elbe bis zur Oder ein, welches von dem wendischen Stamme der Lütizen bewohnt wurde. Dieser Gero war ein finsterner und gewaltthätiger Kriegsmann. Er lud dreißig von den Häuptlingen der Wenden unter Friedensversicherungen zu einem Gastmahle auf seine Burg und bewirthete sie mit berauschten Getränken. Als sie aber des Weines voll und ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren, ließ er durch verborgene Thüren seine Gewaffneten eintreten. Die Wendenfürsten griffen zur Wehr, aber sie erlagen im ungleichen Kampfe ihrem tückischen Gastfreunde.

Empört über diese Blutthat, versammelten sich die übrigen Häuptlinge der Wenden in ihrer wiedereroberten alten Feste Brennabor und schwuren beim Bilde des Göthen Triglass den Christen blutige Rache. Ein gränelvoller Krieg begann und führte zur völligen Unterwerfung der Wenden. In dem eroberten Gebiete stiftete Otto Bisthümer zur Verbreitung des Christenthums. Zu Havelberg und Brandenburg (Brennabor) stiegen die ersten christlichen Dome in diesen Gegenden auf; mächtiger noch erhoben sich später am Ufer der Elbe die Thürme des Magdeburger Domes. Dem Erzbisthum zu Magdeburg wurden alle übrigen Bisthümer im alten Wendenlande untergeordnet (968).

Markgraf Gero pilgerte in hohem Alter nach Rom, um sich Ablass für seine Sünden zu holen, und stiftete nach seiner Rückkehr in die Heimath das Kloster Gernrode am Harz, wo seine irdischen Ueberreste beigesetzt wurden*).

Zu derselben Zeit bekämpfte Otto's tapferer Feldhauptmann Hermann Billung, dessen treuer Obhut er auch sein Herzogthum Sachsen übergeben hatte, die nördlichen Wendenstämme, welche an den Küsten der Ostsee von der Eider bis zur Odermündung wohnten.

König Otto selbst zog gegen die Dänen, welche unter ihrem Könige Harald Blauzahn einen ver-

*) Auf seinem Grabsteine liest man die Inschrift:

„Zu Lausnitz erster Fürst was ich,
Dreißig Wendische Herren lödt' ich,
Stiftte Gernrode von eigener Hab,
Daselbst man sieht noch heut mein Grab.“

wüstenden Einfall in die Mark Schleswig ausgeführt und die sächsischen Ansiedler vertrieben hatten. Er drang über die Eider vor bis an den mächtigen Grenzwall der Danewirke, welchen die Dänen quer über die ganze jütische Halbinsel von der Nordsee bis zur Ostsee bei der Schleibucht zu Schutz und Trutz aufgethürmt hatten. Mit Unwillen sah der König seinen Siegeslauf durch diese unübersteigliche Mauer gehemmt und stieß zornig den Speer vor sich in den Boden. Im folgenden Jahre kehrte er mit einem größeren Heere an dieselbe Stelle zurück, zerstörte die Danewirke und trieb die Dänen vor sich her bis in den nördlichsten Theil der Halbinsel, wo eine Meeresbucht tief in das Land einschneidet. Eiligst flohen die Dänen auf ihre Schiffe. König Otto kam an der Meeresbucht an, als die letzten Schiffe die Küste verließen. Hoch aufgerichtet stand er auf vorragender Klippe, schleuderte mit gewaltigem Wurf seinen Speer über die Wogen dem letzten Schiffe nach und rief: „So weit dieser Speer fliegt, so weit erstrecken sich die Grenzen meines Reiches!“ — Die Bucht führt noch heutigen Tages den Namen „Ottenfund“.

Fest gegründet waren des Königs Macht und Ansehen im Innern, wohlgesichert die Grenzen des Reiches gegen Wenden und Dänen; da erging an den König ein Hülfesruf von „jenseits der Alpen“. Das schöne Land, wo Karl der Große die eiserne Krone der Longobarden und die römische Kaiserkrone getragen, war durch innere Unruhen zerrissen. Zügellose Edelleute stritten um die Herrschaft.

Im Jahre 950 war König Lothar II. von Italien aus dem Hause Burgund plötzlich gestorben. Laut klagte die öffentliche Meinung den herrschsüchtigen und heimtückischen Markgrafen Berengar von Ivrea an, seinen Tod durch Gift herbeigeführt zu haben, und Berengar's Verhalten war nicht danach angethan, solchen Verdacht Lügen zu strafen. Kaum ruhte Lothar im Grabe, so riß er Krone und Herrschaft an sich und warb für seinen lasterhaften und häßlichen Sohn Adalbert um die junge Wittve Lothar's, die schöne und tugendhafte Adalheid. Mit Abscheu wies die trauernde Königswittve diesen Antrag zurück. Darüber ergrimmete Berengar. Er ließ Adalheid ergreifen und von einem Gefängnisse in das andere, zuletzt nach einem finsternen Kerker am Gardasee schleppen. Hier ertrug die edle Frau mit standhaftem Muth die schändlichsten Mißhandlungen des schlimmen Berengar. Aber Gott erbarmte sich der Verlassenen und sandte ihr Hülfe.

Ein frommer Priester Namens Martin half ihr zur Flucht aus den öden Kerkermauern, in denen

sie vier Monate hindurch geschmachtete hatte. Wie durch Wunder gelang die Rettung. In einem bereit gehaltenen Nachen fuhr Adalheid in Begleitung des Priesters und einer treuen Dienerin, alle drei in Pilgerkleidern, über die stille blaue Fläche des Gardasees. Nur bei Nacht durften sie ihre Flucht fortsetzen, bei Tage verbargen sie sich in Grotten, Gebüsch oder Aehrenfeldern; denn sie fürchteten die Nähe ihrer Verfolger. Unter großen Mühseligkeiten erreichten sie die Hütte eines armen, redlichen Fischers, der sie mit Speise und Trank erquidete und einige Tage beherbergte. Unterdessen gewann Priester Martin ihr einen neuen Beschützer in dem Bischof von Reggio, der ihr sicheres Geleit entgegen sandte und sie in den Schutz der festen Burg Canossa aufnahm.

Aber auch hier war Adalheid vor der Rache Berengar's nicht sicher; denn der forderte trotzig ihre Auslieferung, und als ihm diese verweigert ward, zog er mit Mann und Roß vor die Burg. Da riefen Adalheids Beschützer den mächtigen König der Deutschen gegen den gewaltsamen Berengar zu Hülfe. König Otto erinnerte sich, daß die Könige Karolingischen Stammes ehemals auch jenseits der Alpen herrschten; auch er wollte jetzt als ihr Nachfolger sein Königsrecht in Italien fordern.

Otto's Gemahlin, die fromme Editha, war vor einigen Jahren gestorben. Der Ruf von Adalheids Tugend und Schönheit war auch zu seinen Ohren gedrungen. Er sandte der schwer Bedrängten durch einen Ritter Brief und Ring zum Zeichen, daß er ihr zu Hülfe komme, und zog mit seinem Heerbann über den Brenner das Thal der brausenden Etsch hinab in das schöne und doch für Deutschland so verhängnißvolle Land Italien (951).

Im Gefolge des Königs befanden sich die ersten Anverwandten seines Hauses, unter ihnen sein jugendlicher Sohn Ludolf, ein tapferer und mannhafter Fürst, den Otto mit dem Herzogthum Schwaben beliehen und den die Großen bereits als seinen Nachfolger anerkannten, ferner sein Schwiegersohn Konrad der Rothe, Herzog von Lothringen, der tapferste Ritter seiner Zeit. Auch Heinrich, dem sein großmüthiger Bruder das Herzogthum Bayern übertragen hatte, ritt an seiner Seite. Ihn sandte Otto nach dem Schlosse Canossa, um die Fürstin in seinem Namen zu begrüßen. Er selbst trieb die Anhänger Berengar's in die Flucht und zog als Sieger in die Hauptstadt Pavia ein, von dem jubelnden Volke als Befreier begrüßt. Den Kriegszug krönte ein glänzendes friedliches Hochzeitsfest; denn die hochsinnige Adalheid reichte zu Pavia ihrem Erretter die Hand.

Nur Einer stand abgekehrt von der Andern Freude und reiste bald nach dem Feste mit kaltem Abschied von daunen. Das war Ludolf, König Otto's und der Editha Sohn. Er sah es ungern, daß sein Vater sich zum zweiten Male vermählte; denn er besorgte, daß Adelheid ihm Söhne schenken möchte, die jenem lieber werden und ihm das Recht der Thronfolge streitig machen könnten. Auch dächte ihm, daß Adelheid ihm, dem Königssohne, nicht gar freundlich begegnet sei.

Böses ahnte dem Könige. Von dem frohen Feste der Hochzeit eilte auch er nach Deutschland zurück und überließ es dem erfahrenen Herzog Konrad, die Angelegenheiten in Italien zu ordnen und Frieden mit Berengar zu schließen. Mit dringenden Worten ermahnte der König den Sohn zum Gehorsam. „Nicht der Vater ist es, dem ich den Gehorsam weigere,“ sprach Ludolf; „aber es lebt einer, der mir des Vaters Herz entfremdet hat, gegen diesen rüste ich Krieg.“ Er meinte des Königs Bruder Heinrich, dem er mißtraute.

Ludolf fand einen Bundesgenossen in dem Manne, den der König vor Vielen schätzte. Herzog Konrad der Rothe hatte, nachdem Otto Italien verlassen, Berengar beredet, die Waffen niederzulegen, und sich dafür verbürgt, daß der König ihm verzeihen und sein Reich als Lehn zurückgeben würde, wenn er sich freiwillig ihm stellte. Berengar folgte dem Rathe, aber König Otto verschloß sein Herz vor dem Manne, der seine Gemahlin dereinst so schände behandelt hatte, und weigerte sich, ihn in seiner königlichen Pfalz zu Magdeburg vor sein Antlitz treten zu lassen. Da fühlte sich Herzog Konrad, der Berengar zu diesem Zuge veranlaßt hatte, in seiner Ehre gekränkt und griff zum Schwerte, um sie zu rächen.

In Franken, Bayern, Lothringen flammte der Aufstand. Der Bischof von Mainz suchte den Frieden zu vermitteln; als es ihm nicht gelang, gesellte auch er sich zu den Feinden des Königs. Mainz und Regensburg widerstanden den königlichen Heeren. Selbst die Sachsen wankten in der Treue. Um das Unglück voll zu machen, erschien plötzlich auch der alte Schrecken der Christen, erschienen die Ungarn wieder auf deutschem Boden und in solcher Zahl, daß sie sich rühmten, ihre Rosse sollten die deutschen Ströme austrinken.

Schadenfroh sahen Otto's Gegner die wachsende Gefahr und begünstigten offen den Landesfeind. Als aber die Deutschen hörten, wie die unnatürlichen Söhne des Königs mit den Heiden verkehrten, welche ihre Fluren verwüsteten und ihre Kinder erschlugen,

da erkannten sie, daß die Sache der Empörer nicht die ihrige sein könne, und wandten ihnen den Rücken. Bald stand Ludolf von seinem Anhang verlassen und suchte die Gnade des Vaters. Konrad setzte den Kampf noch fort, aber auch ihn verließ das Glück. Endlich ward auch er zur Unterwerfung gezwungen. Otto gewährte auch dieses Mal Verzeihung, sprach aber beide ihrer Lande und Lehen verlustig.

Sobald der Friede mit den inneren Feinden hergestellt war, wandte sich Otto mit Heeresmacht gegen die Ungarn. Die Hauptmasse des fremden Volkes lag in der Ebene des Lech, aber ihre Reiterwärme streiften bis an die Quellen der Donau und in die Alpenthäler. Tapfer widerstand den Ungarn die alte Römerstadt Augsburg; denn sie waren gewöhnt zu Rosse zu kämpfen, nicht aber feste Mauern zu stürmen.

In acht Zügen, nach den Volksstämmen geordnet, je zu eintausend Rittern mit Gefolge, rückte König Otto's Heer zur Schlacht aus. Die drei ersten Züge bestanden aus Bayern. Sie führte Graf Eberhard von Sempt und Ebersberg; denn ihr Herzog Heinrich krankte an seiner Wunde aus dem Bruderkriege und starb bald nachher auf dem Siechbett. Den vierten Zug bildeten die Franken unter Konrad dem Rothen. Ernst blickte der tapfere Degen vor sich nieder; denn er gedachte begangenen Unrechts. Vor dem fünften Zuge flatterte die Fahne des heiligen Erzengels Michael, und wo diese wehte, da fehlte nimmer der Sieg. In ihrem Schatten ritt König Otto, umringt von einer Schaar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, der Auswahl der Tapfersten aus allen Volksstämmen. Im sechsten und siebenten Zuge folgten die Schwaben unter ihrem Herzog Burchard. Den Schluß machten mit dem achten Zuge die Böhmen unter Herzog Boleslaw, denn auch dieser mußte die Oberhoheit des mächtigen Königs der Deutschen anerkennen.

Als König Otto die ungeheure Zahl der Feinde gewahrte, rief er: „Hier kann nur Gott helfen!“ — Und er gebot allem Volke niederzuknien und zu beten.

Unterdessen hatten die Ungarn, zweimal den Lech durchschwimmend, das deutsche Heer in weitem Bogen umgangen und griffen jetzt im Rücken an. Mit einem furchtbaren Pfeilregen überschütteten sie das Treffen der böhmischen Krieger; dann stürmten sie mit wildem Kampfgeheul heran. Da ergriffen die Böhmen die Flucht; erschüttert wankten die Reihen der Schwaben.

Hoch über Allen ragte König Otto's herrliche Heldengestalt auf dem gepanzerten, wuchtigen Streit-

roß. „Halt, ihr Schwaben!“ rief er mit donnender Stimme; „vorwärts in den Kampf, meine wackeren fränkischen Krieger! Besser ist es, ruhmvoll zu fallen in männerehrender Schlacht, als das schmachvolle Joch unserer heidnischen Feinde zu tragen!“

Da sprengte Herzog Konrad vor den Schaaren der Franken zum Könige heran und sprach: „Wohl an, mein König, heute fühne ich alte Schuld!“ — Der König aber ergriff versöhnt die tapfere Rechte des mannhaften Streithelden; es war das letzte Mal, daß er sie in der seinigen hielt. Dann stürmten beide mit Lanze und Schild hoch zu Roß in die dichtesten Schaaren der Feinde und rissen durch ihr heldenmüthiges Beispiel alle Krieger sich nach.



Die Deutschen kämpften mit verzweifelter Tapferkeit. Der Vater stritt für Weib und Kind, der Sohn für der Väter Herd, Alle für die Freiheit. Die eisernen Heerhaufen der Deutschen keilten sich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Reihen der Ungarn, trennten sie und drängten sie immer näher an den Lech.

Furcht und Schrecken ergriffen die Ungarn. Sie flohen über die Ebene, aber die fränkischen Reiter holten sie ein; sie suchten Schutz in den Dörfern, aber die Feuerbrände der Deutschen trieben sie wieder heraus; sie strebten schwimmend über den Lech zu entkommen, aber die Wogen schlugen über ihnen zusammen.

Erschöpft von der Hitze des Augusttages und von der heftigen Verfolgung, löstete Herzog Konrad die Helmbänder und den schweren Brustharnisch, da drang durch die geöffnete Fuge der tödtliche Pfeil eines fliehenden Ungarn ihm in den Hals. Er fiel geföhnt auf dem Felde der Ehre für seinen König und sein Vaterland. Aus seinem Blute entsproß dem deutschen Volke ein mächtiges Königsgeschlecht.

Auch manchen anderen Tapferen betrauerte Otto unter den Todten, aber der Sieg war des vergossenen Blutes würdig. Die wenigen Ungarn, welche ihre Heimat wiedersehen, schilderten dort ihre Niederlage als so furchtbar, daß seitdem die Ungarn nicht mehr als Feinde den deutschen Boden zu betreten wagten. König Otto ließ im ganzen Lande Dankfeste feiern, und mit dem deutschen Volke jubelte alle Christenheit über den herrlichen Sieg (10. August 955).

König Otto stand auf der Höhe seines Ruhmes. Seinem Machtspruche fügten sich alle Fürsten und Völker des Abendlandes. In seinem Hoflager begegneten sich die Gesandten der Könige von Frankreich, England und Burgund mit den Häuptlingen der Dänen, Wenden und Ungarn. Der griechische Kaiser und der Kalif von Cordova sandten ihm Boten mit Ehrengeschenken. Da beschloß König Otto seine Thaten durch einen neuen Römerzug zu krönen.

Jenseits der Alpen sah es wieder verworren aus. In Oberitalien schaltete König Berengar mit Eigenmacht, im Süden stritten Griechen und Sarazenen mit langobardischen Fürsten um die Herrschaft, und auf dem heiligen Stuhle zu Rom thronte ein verworfener Jüngling als Papst. Otto hatte seinem Sohne Ludolf die Bekämpfung Berengar's übertragen und der Sieg war mit den Fahnen des unglücklichen Königssohnes; aber ein böses Fieber raffte ihn in der Blüthe seiner Jahre und Siege dahin, und in kurzer Zeit gewann Berengar alles Verlorene wieder. Nun rief der Papst selber den König gegen Berengar zu Hülfe.

Abermals stieg König Otto über die Alpen in die lombardische Ebene hinab (961). Alle Städte öffneten ihm freiwillig ihre Thore. In Pavia beging er das Weihnachtsfest und ließ sich zum König von Italien krönen.

Im Februar des folgenden Jahres ging er nach Rom, hielt unter dem jubelnden Zuruf des Volkes seinen glänzenden Einzug in die Stadt der Cäsaren und empfing in St. Peters Dom aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone als Sinnbild der höchsten, weltgebietenden Macht (2. Februar 962).

Alle Hoheit und Machtfülle des alten römischen und des Karolingischen Reiches gingen mit der Kaiserkrone auf das heilige Römische Reich deutscher Nation über; dennoch blieb sie ein verhängnißvoller Schmuck; denn vieles Weh und vieler Zwiespalt gingen in der Folgezeit aus dieser Verbindung Deutschlands und Italiens hervor. Der Kaiser selbst traute so wenig der römischen Treue, daß er sogar während des Gebetes am Altar durch seinen Waffenträger das Schwert über seinem Haupte hal-

rend seiner letzten Anwesenheit feierte er daselbst die Vermählung seines bereits zu seinem Nachfolger in der Kaiserwürde gekrönten Sohnes Otto mit der griechischen Prinzessin Theophania, die er mit glänzendem Geleite von Konstantinopel abholen ließ (972).

Sechsenddreißig Jahre hatte die ruhmreiche Regierung Otto's I. gewährt, welchem die Mit- und Nachwelt den Beinamen des „Großen“ gegeben haben. Schwerer drückte die Last der Regierungsjahren auf seine Schultern und mancher stille Gram



ten ließ. Auch betrachtete er die Krone nicht als ein Geschenk oder Lehn des Papstes, sondern als ein ihm als dem Könige von Italien und Schirmherrn der Kirche zukommendes Gut.

Als der Papst sich im folgenden Jahre von ihm los sagte, ging Otto zum zweiten Male nach Rom, ließ den Papst absetzen und einen neuen auf den Stuhl erheben, und forderte von den Römern einen Eid, daß sie niemals einen Papst wählen und weihen wollten ohne die Zustimmung des Kaisers.

Noch zweimal erschien Kaiser Otto darauf in Rom und ließ die Römer seine Macht fühlen. Wäh-

beschwerte sein Herz. Gestorben war seine treue Mutter Mathilde. Vor seinem letzten Zuge nach Italien hatte der Kaiser in der Kirche zu Nordhausen schmerzlichen Abschied von ihr genommen. Während er draußen sein Ross bestieg um davonzureiten, kehrte sie noch einmal in die Kirche zurück, warf sich auf den Fußboden und benezte die Stelle, wo ihr Sohn zuletzt gestanden, mit heißen Thränen. Einer der Grafen vom Gefolge des Kaisers sah es und theilte ihm dies mit. Da ward der ernste Mann von seinen Gefühlen überwältigt, er sprang vom Rosse, eilte in die Kirche, küßte ihre

trenen Hände und sagte: „O Mutter, womit kann ich dir diese Thränen vergelten?“ — Sie aber zog ihn an ihre Brust und hielt ihn lange mit ihren Armen umschlungen. Dann sprach sie: „Ziehe hin in Frieden; du wirst mein Angesicht in diesem sterblichen Leibe nicht mehr schauen!“ — Während Otto in Italien weilte, erhielt er die schmerzliche Nachricht von ihrem Tode (14. März 968).

Ueber dem Grabe seiner ersten Gemahlin Editha wölbte sich der herrliche Dom von Magdeburg. Ein kleines Kirchlein zu St. Alban bei Mainz umschloß die Gebeine ihrer beiden Kinder Ludolf und Luitgarde, der Gemahlin jenes Konrad des Rothen, der auf dem Lechfelde gefallen war. Kaiser Otto fühlte sich einsam unter den Lebenden.

Am Palmsonntag 973 kniete Otto zum letzten Male an dem Grabe seiner Editha. Darauf feierte er zu Quedlinburg das Osterfest unter den Seinigen. Hier sah er seine Gemahlin Adelheid, seinen Sohn Otto und dessen junge Gemahlin, die reizende Theophania, auch einen Enkel seines Namens, den Sohn Ludolfs, — hier auch zum letzten Male seinen alten Waffengefährten, den Grenzervertheidiger und Wendenbekämpfer Hermann Billung. Nach der Festwoche begab sich der Kaiser auf eine Reise durch das Thüringer Land; — sein alter Herzensfreund Hermann Billung konnte ihn nicht

mehr begleiten, er war unterdessen zu Quedlinburg gestorben.

In den ersten Tagen des Maimonats traf Kaiser Otto in der Pfalz zu Memleben ein, wo sein Vater Heinrich dereinst verschieden war. Während des Gottesdienstes in der Frühmesse, die er täglich besuchte, sank ihm plötzlich das Haupt auf die Brust herab. Seine Begleiter hielten ihn für todt, aber noch einmal kehrte für kurze Zeit das Bewußtsein zurück.

An dem hohen, gewölbten Fenster der väterlichen Pfalz zu Memleben saß Kaiser Otto am Nachmittag desselben Tages (6. Mai 973). Seine Blicke ruhten friedlich auf der schönen, fruchtbaren Landschaft seines lieben Thüringens, aber sein Herz sehnte sich nach einer anderen Heimat. Die Augenlider wurden ihm schwerer und sanken herab. Sanft und selig schlummerte Kaiser Otto zum ewigen Frieden ein.

Im Dome zu Magdeburg ward seine irdische Hülle neben derjenigen seiner ersten Gemahlin Editha im marmornen Sarkophage beigelegt. Auf der einfaches Marmorplatte, die seine Gruft schließt, las man die Inschrift:

„König war er und Christ und der Heimat herrlichste Bierde,
Den hier der Marmor bedeckt; dreifach beklagt ihn die Welt.“

Räthsel.

Von

Friedrich Güll.

1.

Gewöhnlich sagt man, ich sei rund,
Und bin doch um und um nur rundlich,
Bin hart, bin weich dir gleich gesund,
Und bist du gnügsam, dir auch mundlich.

2.

Ich bin ein Hall,
Ich bin ein Schall
Mit keinem sonst vergleichbar,
Bom Bombentnall,
Kanonenprall
Auch nicht von fern erreichbar.
Der deutschen Sprache reicher Hort
Hat nicht ein einzig solches Wort,
Das als ein Reim hat den Gehalt,
Als Echo seines Grolls Gewalt.

Von

Robert Löwike.

1.

Es ist in jedem Dictionnaire,
In der Grammatik, im Voltaire,
Im Atlas selbst zu finden,
Im Caesar und im Livius
Im Plato und im Tacitus,
Leicht fühlen es die Blinden.
Du siehst es auch im grünen Wald,
Wo laut der Vögel Lied erschallt,
Auf Eichen, Birken, Buchen.
Doch blickst du auf im Waldesraum
Zum Tannen- oder Fichtenbaum,
Wirst du's vergebens suchen.

2.

Mit **m** steht's den Soldaten gut,
Mit **d** hat's echten hohen Muth.

Knackmandeln.

Von Robert Löwike.

Geographische Räthselfragen.

I. Welcher deutsche Fluß heißt ebenso wie ein Theil des Gesichts?

II. Welcher französische Fluß hat einen sehr musikalischen Namen?

III. Welcher Fluß der Schweiz hat einen Vogelnamen?

IV. Welcher deutsche Fluß führt den Namen einer Krankheit?

Bildet durch Umstellung der Buchstaben:

V. Aus dem Worte „einsam“ den Namen einer großen Stadt in Frankreich.

VI. Aus dem Worte „nahte“ den Namen einer europäischen Hauptstadt.

VII. Aus den Wörtern „wie arm“ den Namen einer bekannten Stadt in Deutschland.

VIII. Aus den Wörtern „Nil“ und „Adam“ den Namen einer großen Stadt in Ober-Italien.

IX. Aus den Wörtern „ruft“ und „er“ den Namen einer bekannten preussischen Stadt.

X. Aus den Wörtern „Ring“ und „Bude“ den Namen einer europäischen Hauptstadt.

XI. Aus den Wörtern „es“ und „Nadel“ den Namen einer Insel, welche zu Dänemark gehört.

XII. Aus den Wörtern „darin“ und „sein“ den Namen einer Insel im Mittelländischen Meere.

XIII. Aus dem Worte „stürmen“ den Namen einer bekannten preussischen Stadt.

XIV. Aus den Wörtern „Riesen“ und „Markt“ den Namen eines zu Oesterreich gehörenden Herzogthums.

XV. Aus den Wörtern „in“ und „an“ den Namen eines deutschen Flusses.

XVI. Aus den Wörtern „grün“ und „Bern“ den Namen einer großen Stadt im Südwesten von Deutschland.

XVII. Aus den Wörtern „das“ und „Nil“ den Namen einer bekannten Insel im Norden von Europa.

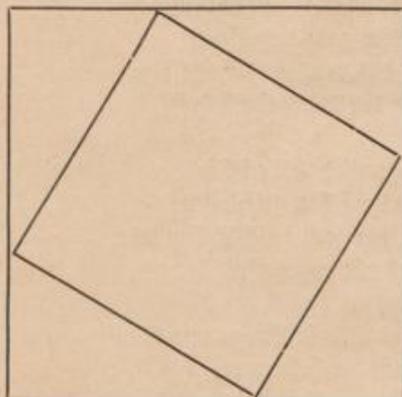
XVIII. Aus dem Worte „braute“ den Namen eines deutschen Flusses.

XIX. Aus den Wörtern „gut“ und „Sperber“ den Namen einer europäischen Hauptstadt.

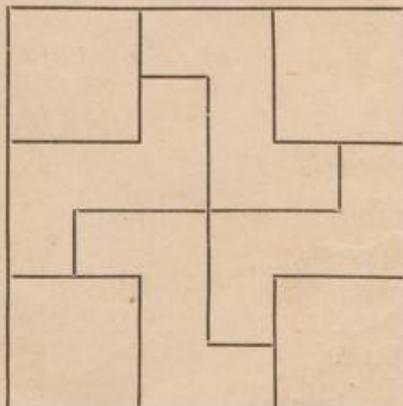
XX. Aus den Wörtern „vor“ und „nahen“ den Namen einer großen preussischen Hauptstadt.

Auflösung der Knackmandeln Seite 31.

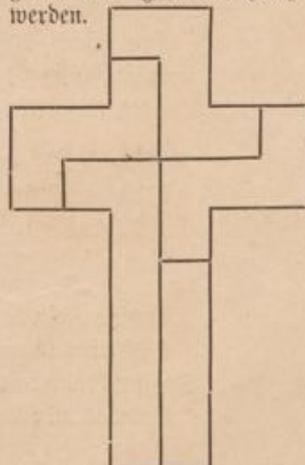
I. Man kann das Quadrat, wie es unsre Figur zeigt, zusammensetzen.



II. Das Quadrat läßt sich, wie es unsre Figur angiebt, zusammensetzen.



III. Das Kreuz kann auf folgende Art zusammengesetzt werden.



IV. Indem man die Zahl 100 mit Buchstaben schreibt h e r t .

V. h e l f e n .

